Leo Sternberg

Von Freude Frauen sind genannt

B. Behr's Verlag
(Friedrich Feddersen)
Berlin-Leipzig

Von Freude Frauen sind genannt

Fünfzig Stück des Buches wurden auf echtem Friedensbütten abgezogen, einzeln benummert und vom Verfasser gezeichnet

Leo Sternberg

„Von Freude Frauen sind genannt"

Novellen

B. Behrs Verlag / Friedrich Feddersen
Berlin und Leipzig

Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg

Ilse Vetter

zu eigen

Inhalt

Aus deinem Wesen ist es geboren...

Ganz München war voll von dem Skandal, der sich im Kaffee Luitpold ereignet hatte.

Der Bildhauer Wolf Gontard, der sich nur selten öffentlich zeigte, hatte sich mit seinem Freunde Georg Altmann, dem langen Philosophen, an einem der kleinen Marmortische niedergelassen, zwischen denen der Menschenstrom beständig sich entgegenflutet; und der vornehme Geschäftsführer war mit seinem unterwürfigsten „Habe die Ehre", mit dem er nur Personen von Rang aufzuwarten pflegte, herbeigeeilt und trug sogleich mit einem großartig hinter der Hand geflüsterten „Wissen Sie, wer das ist?" die Kunde von Tisch zu Tisch, daß der berühmte Künstler, der in der Sezession eben ausstellte, der Wodanskopf mit den buschigen Augenbrauen dort und dem langen Barte, das Lokal mit seinem Besuche auszeichnete.

Die beiden Herren saßen, ohne das Kommen und Gehen um sich her zu beachten, in ihre Unterhaltung vertieft beim Glase Tee, als die blonde Siddy, die schöne Kassiererin mit dem Madonnenscheitel, den öffentlichen Raum, Umgebung und Be-

ruf vergessend, plötzlich Gontard zu Füßen stürzte und, mit der Stirne den Boden berührend, vor ihm auf den Knien lag.

An allen Tischen fuhren die Stühle herum. Im Hintergrunde sprangen die Gäste auf und reckten die Hälse über die Köpfe ihrer Vordermänner, oder kamen herbeigeeilt. Gontard hatte nach einem Augenblick der Bestürzung die Geistesgegenwart, dem Mädchen väterlich die Hand aufs Haupt zu legen und sie am Arme sanft emporzurichten. Aber das Mädchen, als wenn es allein mit ihm auf der Welt wäre, blickte Gontard mitten in dem allgemeinen Aufruhr kniend an, mit geröteten Wangen, hoch wogendem Busen und die Haare schwärmerisch in die Stirn geweht, und verharrte auch in diesem Ausdruck leuchtender Verzückung, als der Geschäftsführer, der sich durch die aufgeregte Menge eine Gasse bahnte, sie am Handgelenk in die Höhe riß und die Traumwandelnde bis zum Büfett vor sich herdrängte, wo er sofort mit ihr abrechnete und sie aus dem Lokale verwies.

Das nächste war, daß er sich bei den beiden Herren wegen der Belästigung, die ihnen widerfahren, entschuldigte und sie, da sie sogleich aufbrachen, mit bedauernden Verbeugungen bis zum Ausgang geleitete.

Als die elektrischen Lampen in dem dämmerigen Raume aufzischten, flogen die Köpfe der faszinier-

ten Menge von neuem nach dem leerstehenden Tische; und noch lange blieben kommende und gehende Gruppen vor dem verlassenen Schauplatz des Kniefalls mit suchenden Augen stehen, als ob es dort tatsächlich etwas zu sehen gäbe.

Niemand konnte sich den Vorfall erklären, am wenigsten Gontard, den das Mädchen kaum zwei- oder dreimal bedient hatte, ohne von ihm dabei beachtet worden zu sein.

* * *

Sidonia Hille stammte von kleinen Schustersleuten und war die jüngste von elf blassen Geschwistern. Ihre erste Erinnerung bestand darin, daß sie eines Nachts wach wurde und im gespenstigen Halblicht sah, wie die Mutter, mit dem Stocheisen in der Hand, dem Vater nachlief, der betrunken durch die Zimmer schwankte. Mit Zank und Streit erwachte man, und mit Zank und Streit legte man sich nieder. Bald saß die abgearbeitete Mutter auf der Kellertreppe und jammerte: „Wenn ich nur schon unter der Erde läge!" Bald donnerte es aus der Schuhmacherwerkstatt: „Ich schmeiße euch noch alle zum Tempel hinaus!"

Wie die Alten sich angauzten, gauzten die Jungen. Alle hatten der Reihe nach schon ein-

mal am Flußufer gestanden, um sich in die Tiefe zu stürzen. Keine der Schwestern hatte ihren Mann aus einem anderen Grunde genommen, als um dem häuslichen Elend zu entfliehen. „Schlimmer kann es nicht werden — auch ohne Liebe," sagten sie sich. Wenn die tobende Mutter hundertmal am Tage schrie: „Wartet nur, euch wird es noch anders ergehen, wenn ich einmal nicht mehr da bin" — so schwebte jedem etwas auf den Lippen, was sich nicht aussprechen ließ. Aber etwas Zärtliches war es nicht.

In dieser Häuslichkeit gab es Wäscheleinen vor dem Ofen, Schusterschemel, Putzeimer, zerschrundene Hände, verweinte Kissen, Flüche und Fußtritte — alles, was freudlose Tage bedeutet. Liebe sprudelte in dieser Wüste nicht. Auch Schönheit nicht. Kein Mensch konnte genannt werden, der nicht so begeifert wurde, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nahm.

Nur etwas gab es, woran Siddy ohne Kummer zurückdachte: Wenn sie zur Adventzeit sich mit fremden Kindern in die Barfüßerkirche stahl, um die Krippe anzuschauen, die in einer Altarnische aufgebaut war. Dann lag die ganze Reihe der vielen Kinderköpfe andächtig über die Altarschranke und hing mit verlorenen Blicken an dem strohgedeckten Stall mit seinen blutroten Marienglasfenstern, in dem das Kind in der Krippe lag und

der Ochs und das Eslein standen; und dahinter knieten die heiligen drei Könige aus dem Mohrenland und dahinter die Hirten mit ihren Schafen, und zuletzt die Engelscharen, und alle beteten das Kindlein an . . .

Sie wurde blau und schwarz geschlagen, als es herauskam, daß sie mit katholischen Kindern Götzenbilder betrachten ging. Aber es half nichts. „Wo bist du wieder herumgestrichen?“ hieß es, so oft sie zu spät aus der Schule kam. „Ich wollte ein bißchen anbeten gehen,“ weinte sie. „Ich werde dich anbeten“ — und die Ohrfeigen knallten. Aber sie ließ sich schlagen und betete das Kindlein an, solange die Krippe stand.

Zu der Zeit, als sie erwachsen war, wohnte in dem oberen Stockwerk des Hauses ein Student. Der Vater hatte ihr unter Drohungen eingeprägt, daß sie freundlich zu ihm zu sein hätte, wenn er sie mit Stiefeln und Rechnungen hinauf schickte, da er ein guter Kunde war. Er hatte sich bald in die verschüchterte Schusterstochter verliebt. Aber sie wußte mit seinem Gerede von ihrer Schönheit und seinen Gefühlen, Dingen, die es doch gar nicht gab, nichts anzufangen. Bis sich eines Tages, als er ihr sagte, daß sie viel zu schön und gut sei, um wirklich das Kind solcher Eltern sein zu können, das stumme Leid bei ihr Luft machte. Er nahm ihr das Versprechen ab, daß sie bei ihm Zuflucht

suche, wenn es ihr zu Hause unerträglich würde; er wollte sie dann zu seinen Eltern bringen, die sie wie eine Tochter aufnehmen und als Frau für ihn heranbilden sollten.

Das Versprechen war längst vergessen, als sie eines Abends, aus der Stadt zurückkehrend, an dem erleuchteten Gebäude eines Konservatoriums vorüber kam, hinter dessen verschlossenen Läden Musik ertönte und so klar und voll auf die stille Straße schwoll, daß sie auf der gegenüberliegenden Häuserseite stehen blieb und zuhörte. Es war nichts weiter als eine Chorprobe, aber die brausenden Stimmenmassen schienen ihr befreit aus der innersten Erde aufzujubeln, wo sie lange im Dunkel eingeschlossen waren; und vor ihnen löste sich ihr eigenes eingedämmtes Leben, das zu Hause nur in der krampfhaften Abwehr der Bitternis bestand, die dort auf sie eindrang.

So ging sie vor dem singenden Schlosse der Menschheit auf und ab, oder lehnte sich gegenüber an die Häuserwand und merkte nicht, wie die Zeit verrann. Es war Mitternacht, als sie endlich vor der Tür ihrer Wohnung ankam. Sie war verschlossen. Man hatte sie zur Strafe auf die Straße gestoßen. Der heimkehrende Student fand sie zitternd auf der Treppe sitzen.

Aus Furcht vor den Mißhandlungen der jähzornigen Eltern irrte sie zerschlagen und durch-

froren die ganze Nacht ratlos mit ihm umher, und am Morgen waren sie einig, daß sie in dem Kaffee, wo er verkehrte, vorerst Stellung nahm, und von dort, wo sie täglich sich sprechen konnten, der Fluchtplan mit Überlegung ins Werk gesetzt werden sollte.

Aber es wurde eine ganz andere Flucht daraus. Zuerst fiel ihr auf, daß er die Reise zu seinen Eltern unter immer neuen Vorwänden hinausschob. Allmählich stutzte sie vor einer gewissen gemeinen Vertraulichkeit, mit der sie von seinen Kommilitonen aufgenommen wurde. Und schließlich begriff sie mit Entsetzen, daß er sie ihnen gegenüber als etwas ganz anderes ausgab, als seine Verlobte. Das Letzte wollte sie nicht abwarten. Und eines Tages war sie über alle Berge.

Seit jenem Tage war die scharfe Linie zwischen ihre Augenbrauen eingegraben, mit der sie die Welt so feindselig ansah. So landete sie in dem Offiziersrestaurant einer Garnisonstadt. Als sie in der grünen Kattunbluse, einem Sammetbändchen um den Hals und in den däfftigen Schnürschuhen, die aus ihres Vaters Werkstatt hervorgegangen, zum Dienstantritt erschien, sah man sie von oben bis unten an. Schließlich aber schoß ihr der Pächter, ein Fettwanst mit niedriger Stirn und einem Stiernacken, nachdem er sie noch einmal durch den Zwicker von unten angeschaut, so viel vor, daß sie sich in eine

stilgerechte Erscheinung in schwarzem Servierkleid mit Kragen und Manschetten und Schleifen auf zierlichen Halbschuhen verwandeln konnte.

Freilich machte er sich für seine Großmut gleich bezahlt, indem er sie in einem unbewachten Augenblick an sich riß und, ehe sie es abwehren konnte, ihr seine Wulstlippen auf den zugekniffenen Mund preßte. Sie sagte kein Wort. Denn sie wußte, daß sie hilflos war, da sie nun einem Berufe angehörte, der jedem Manne das Recht zu geben schien, zu verlangen, daß sie als Spielzeug für ihn da sei und sie daher ins Unrecht setzte oder der Lächerlichkeit preisgab, wenn sie ihrer Entrüstung hätte Raum geben wollen.

Bald promenierten um die Stunde des Geschäftsschlusses die Kavaliere in Scharen vor dem Restauranteingang, und sie konnte nur durch Hintertüren und auf Schleichwegen wie ein gehetztes Wild heimgelangen. Kein einziger, ob verheiratet oder unverheiratet, der nicht einmal versuchte, sie für den Tag ihres freien Ausgangs zu einer Liebesfahrt zu bereden. Von Hause aus gewohnt, seelische Mißhandlungen zu ertragen, und abgehärtet gegen Schimpf und Schande, da es kein schmutziges Wort gab, das sie nicht wie ein Echo aus der Schusterwohnung anmutete, nahm sie den Männerjargon mit äußerer Gleichmütigkeit hin und registrierte die Sittenbilder, die sich vor ihren wach-

samen Augen abspielten, als Dinge, die sie nichts angingen. Wut kochte nur gegen diejenigen in ihr auf, die in zynischer Verachtung des Weibes sich nicht einmal mehr Mühe gaben, ihr Anliegen in eine galante Form zu kleiden. Als ihr ein Leutnant, den sie abgewiesen, näselnd erklärte „Ich dachte, es würde Ihnen eine Ehre sein," konnte sie sich nicht mehr helfen und versetzte scharf: „Wäre das auch für Ihre Fräulein Schwester eine Ehre?" — um sich damit auf dem Absatz herumzudrehen.

Nach einer solchen Begebenheit war sie freilich körperlich krank und zum Weinen aufgelegt, nicht etwa wegen der ihr widerfahrenen Kränkung, sondern wegen der Häßlichkeit der Welt, wie sie es nannte, aus der es nirgend mehr ein Entrinnen für sie gab. Denn das schlimmste war, daß sie mit ihrem Empfinden ganz allein stand und daher auch zur Schweigsamkeit verurteilt war, als wäre sie durch die Verhältnisse unrettbar in ein Los hineingeknebelt, zu dem sie von Natur nicht geboren, im Gegensatz zu ihren Kolleginnen, die in dem abenteuerlichen Dunst gefüllter Lokale mit ihren heimlichen Menschenbeziehungen, schmeichelnden Berührungen und wissenden Blicken erst ihre Schönheit entfalteten und wohlig dahingaukelten, wie Schmetterlinge in mittäglicher Sommerglut. Schon oft hatte sie Enttäuschung niedergeworfen, wenn ein Gast, zu dem sie Zutrauen gefaßt und

unbefangen freundlich war, weil er sie eine Zeitlang in eine menschliche Unterhaltung zog, am Schlusse doch den Faunsfuß zeigte und sie belehrte, daß es mit keinem Manne eine harmlose Beziehung für sie gab, sondern alles zuletzt auf das Qualvolle hinauslief.

So hatte sie die jüngeren Offiziere eines Husarenregiments, deren Stammtisch zu ihrem Service gehörte, trotz aller Herrenlaunen, in rührender Weise bemuttert und daher Blumen und sonstige kleine Geschenke, die sie zuweilen mitbrachten, als verdienten Lohn für ihr mühevolles Amt unbedenklich hingenommen. Plötzlich aber war es zwischen einem Leutnant und einem Fahnenjunker zum Duell gekommen, weil der Junker sich erlaubt hatte, ihr dänische Handschuhe zu verehren, obwohl er wußte, daß sein Vorgesetzter sie ebenfalls zu beschenken pflegte. Darauf bekam sie von dem eifersüchtigen Kommandeur einen Brief: Er verbitte sich, daß sie allen seinen Offizieren der Reihe nach den Kopf verdrehe. Da setzte sie sich hin und antwortete im Gedanken an oft belauschten, das getäuschte Weib bloßstellenden Männerklatsch — indem sie, anstatt für sich, für das Leid ihres Geschlechtes und der ganzen Welt sprach: Er täte besser, seine Offiziere zu erziehen, als die Ehre eines Weibes anzutasten. Denn sie verdrehe niemandem den Kopf, am wenigsten Offizieren, denen ein

Mädchen gerade gut genug sei, um ihr am nächsten Tage einen Fußtritt zu versetzen. Es kam dazu, daß sich bei einem Rittmeister, den ein Sturz beim Rennen aufs Krankenlager geworfen, ein Brief an sie fand, in dem der Verunglückte, seines Verlöbnisses ungeachtet, sie bestürmte, seine Liebe zu erhören. Der Kommandeur sowohl wie der Schwiegervater des Bräutigams baten daher den Restaurateur, die gefährliche Person, die das Unheil angerichtet, zu entlassen. Sie rechtfertigte sich mit keinem Wort. Wer glaubt einer Kellnerin? Ihr Stand war kein Beruf, sondern ein Leben. Von den Offizieren war nicht einer aufgestanden, um für ihre Unschuld zu zeugen.

Ihre Hausleute, deren enge Küche während der Tage ihrer Stellungslosigkeit ihren Hauptaufenthaltsort bildete, wunderten sich über die unheimliche Ruhe, mit der sie die Schickung hinnahm.

„Sie haben gewiß einen Schatz, Fräulein Siddy!"

Sie schüttelte wehmütig den Kopf. Die Hausfrau strich ihr mit der gespreizten Hand über das Gesicht, als glaubte sie ihr nicht.

„Es ist so." Und sie schauderte zusammen, im Gedanken an die Gier, der sie entronnen, glücklich, in armer Verborgenheit einmal vor ihr sicher zu sein.

In der Nachbarfamilie befand sich ein geistesgestörter Junge, der in der Wahnvorstellung lebte,

daß er ein Hund sei. In dem Zimmer, das nur durch die Wand von dem ihrigen geschieden war, lief der arme Besessene Tag und Nacht auf und ab und stieß furchtbare Laute aus, die sich manchmal wie das Jammern eines Menschen, manchmal wie tierisches Gebrüll anhörten: er bellte. Wenn ihn ein Mensch ansah, nickte er gutmütig mit seinem schmalen Schädel und stutzte eine Weile, bis er plötzlich hinter sich fletschend, wie von anderen Hunden gejagt, wieder mit seinem Gebell davonstürzte.

Manchmal erschien es Siddy, als ob sie ebenso unselig in eine Truggestalt verzaubert sei, hinter deren Wahn sich ein anderes Leben verstecke, sowohl ihr wie ihren Verfolgern verborgen, die nur dem Blendwerk ihrer äußeren Erscheinung nachjagten, ohne daß einer sie je um des inneren Wesens willen begehrte, das sie nur deshalb nicht sahen, weil sie es haßten. Ja, im Grunde genommen haßte man sie; denn man wollte sie in ewige Unseligkeit hineintreiben, um sich des allgemeinen Besitzes eines lockenden Irrlichts nicht berauben zu lassen.

Je deutlicher sie aber jenes zweite Leben wie einen riesenhaften Schatten hinter ihrer jetzigen Gestalt aufragen fühlte, um so kleiner empfand sie, an ihm gemessen, allen Schmerz und um so unbefriedigender alle Freuden. Wie unwichtig erschien

ihr ein Stück, das sie auf der Bühne sah, der Roman eines Buches, die Schönheit eines Spaziergangs im Vergleich zu dem Schatten des anderen Daseins, der als geahnte Erlösung sich groß hinter ihr erhob.

Sie mochte nur immer schlafen; und sie schlief und schlief. Als ihre geringen Ersparnisse so weit verbraucht waren, daß sie wieder daran denken mußte, Arbeit zu suchen, glaubte sie so wohl bewahrt zu sein in der Hand auch des grausamsten Schicksals, daß sie mit der Gleichgültigkeit einer Va banque-Spielerin, hinter deren letztem Einsatz ihre zweite, wahre Geburt begann, die erste beste Stelle annahm, die ihr die Vermittlerin antrug.

Es war ein Nachtlokal. Wer verachtet, kennt keine Scham.

Als sie am ersten Abend am Büffet stand und sich die Schneeglöckchen, die sie einer armen Frau aus Barmherzigkeit abgekauft, mit ernster Umständlichkeit in den Gürtel ordnete, als wenn sie eine feierliche Handlung vornähme, wurde sie mit vielsagendem Blinzeln in den Nebenraum gerufen, wo drei Glatzköpfe im Smoking allein um einen kleinen runden Tisch saßen und schon den vierten Sessel für sie bereitgestellt hatten. Man zog sie an der Schürzentasche näher heran und steckte ihr vertraulich einen Hundertmarkschein hinein. Sie bestellten Sekt; natürlich ein viertes Kelchglas für

sie selbst. Der Pikkolo trug ihr den Kühler nach.

Sie sollte tanzen . . .

„Lache, Bajazzo . . . Einmal muß man alles machen . . ."

Sie legte die Zigarette hin und tanzte. Das war nach dem ersten Glas.

Ihr gesammeltes, bleiches Gesicht war gerötet bis in die Ohren. Ihr sonniges Haar leidenschaftlich aufgewühlt zu kühnen Wellen.

Als sie den schweren Knoten ordnend in den Nacken zurückwarf, beugten sich ihre Anbeter mit heißem Flüstern an ihr Ohr: „Lösen! Ganz auflösen!"

„Vergessen . . . Nicht verantwortlich sein . . . Untersinken und als Wesen mit einem Strahlenleib auferstehn!" . . .

Sie tanzte mit geschlossenen Augen, das Gesicht in die volle Haarflut eingelegt, als wäre es noch unerweckt, erst halb herausgehauen aus dem Stein.

Die Zecher hatten das Monokel eingeklemmt und verfolgten ihre Bewegungen mit begeisterten Zurufen, indem sie ihr mit schäumenden Kelchen zutranken. Dann fingen sie die Taumelnde in ihren Armen auf. Groß öffnete sie langsam die Augen.

Nachdem sie das zweite Glas hinuntergegossen, riß sie unversehens den Hundertmarkschein aus der Schürzentasche, schwenkte ihn mit triumphieren-

der Ausgelassenheit in die Luft und hatte ihn wie der Blitz an ihrer Zigarette in Brand gesteckt, die Flamme wie eine Zaubrerin über sich werfend, die sie verwegen auffing und, noch im Fluge, mitten unter die drei Faune schlug, daß sie entsetzt mit ihren Sesseln auseinanderstoben.

Nach dem dritten Glase mußte man sie auf ihr Zimmer tragen. Der Pikkolo saß bis zum Morgengrauen vor der Tür und bewachte ihren totenähnlichen Schlaf.

Das erste, wonach sie am Morgen griff, waren die Schneeglöckchen, die noch frisch und unversehrt an ihrem Gürtel steckten.

Als derselbe Tanz am zweiten Abend von neuem vonstatten gehen sollte, tat sie, als ob sie die Aufforderung nicht höre, und wich den Gästen, die sie bediente, nicht von der Seite. Sie setzte eine so unnahbare Miene auf, daß niemand sie anzusprechen wagte. Ihr Beschützer, der Pikkolo, gab die Einladungskarte, die man noch einmal aus dem Nebenraum schickte, stillschweigend einer anderen.

Am dritten Tage packte sie ihre Siebensachen und wanderte weiter.

Doch das Unglück wanderte mit. Nichts von alle dem Elend blieb ihr erspart, das sich an die Namen Hunger, Pfandhaus, Obdachlosigkeit, brutale Wirte, Verlassenheit in Krankheit und

Verzweiflung und Betteln vor der Tür sie verleugnender Verwandten knüpft. Was sie an bessere Zeiten erinnerte, Uhr und Ohrringe, die noch von dem Studenten aus dem Schusterhause stammten, bis auf ein fadenscheiniges Jacket und ihr letztes Geschäftskleid, war längst zum Trödler gewandert. Aber als man ihr in einem Mägdeheim, wo sie während ihrer Stellungslosigkeit Aufnahme gefunden, eine Predigt halten wollte, unterbrach sie den Hausgeistlichen und sagte ohne Vorwurf: „Ich will gewiß nicht besser sein, als unsereiner ist, aber wenn die, die uns verachten, denselben Weg hätten gehen müssen, den ich gegangen bin — wer weiß, wo sie gelandet wären!"

Denn sie schaute von Unglück zu Unglück klarer hinter die Welt und trug ihre Passion wie eine Brahmanin, die noch in die Wanderung von Dasein zu Dasein verstrickt, Hoffnung nach Hoffnung, alle Begierden des Nichtwissenden, von Stufe zu Stufe allmählich überwindet, bis ihr das himmlische Auge der letzten Erkenntnis zuteil wird, die zur heiligen Wunschlosigkeit führt. Sie hatte erfahren, daß jeder, ob hoch, ob gering, einmal in seinem Leben durch den Schlamm des Ekels und und der Niedrigkeit wandern muß. Und auf dieser Leidenswanderung war sie jetzt angelangt. Freilich, was dahinter kommen sollte, war ihr nicht klar. Aber sie wollte hindurchkommen und hielt

daher den Geißelhieben der Schicksalsfahrt mit der Beruhigung desjenigen still, der sich freut, je dichter die Hiebe niederprasseln, desto schneller am Ziele zu sein.

Erst als sie im „Luitpold" Stellung gefunden, konnte sie ihre Reisekiste einlösen, die sie bei den letzten Hausleuten als Pfand für das geliehene Reisegeld zurückgelassen.

Den Pfandschein über ihr teuerstes Eigentum aber, das sie auf ihrer ganzen Wanderschaft mitgeschleppt, eine hyazinthblaue Wasserflasche, die sie abergläubisch liebte, weil sie auf dem weißen Marmor ihres Waschtisches wie ein Stück Himmelsblau aussah, hatte sie verfallen lassen müssen. Das Himmelsblau in ihrem Leben war erloschen.

* * *

Wolf Gontard stand nicht mehr in den Jahren, wo der Künstler sich für einen gemachten Mann hält, weil ihn Backfische um ein Autogramm bitten. Museen erwarben seine Werke; Monographien schrieben ihre Geschichte; seine Ausstellungen bildeten den geistigen Sammelplatz des Landes; sein Name bedeutete dem Kundigen ein Gestirn. Er hatte, wie alle bedeutenden Köpfe, lange vergeblich um Anerkennung gerungen. Jetzt, wo sie ihm,

einem Vierzigjährigen, mit allen Lorbeeren zuteil ward, war er nicht mehr von ihr abhängig. Im Gegenteil. Er verachtete seine Bewunderer ein wenig und pflegte zu sagen: „Ein Werk, in dem das Blut von vierzig Jahren kreist, wollt ihr in einem Augenblick durchdringen!" Er hatte jenen Abstand vom Leben gewonnen, zu dem sich diejenigen herangewöhnen, die Antrieb zum schöpferischen Gestalten genug in sich selbst tragen und die äußere Welt nur so weit an sich herankommen lassen, als sie zur Verstofflichung ihrer inneren Gesichte zu gebrauchen ist. Selbst Gegenstand der Betrachtung zu sein, war ihm lästig, da das gewöhnliche Urteil alle Abgründe der Verständnislosigkeit auftut, und nur ein gleich Großer über ein Großes zu reden oder zu schreiben vermag. Die Tat war alles, nichts der Ruhm. Die einzige wahre Geschichte des Künstlers schreibt — das Kunstwerk.

Er gehörte zu denjenigen, die auch ihr Leben zum Kunstwerk zu gestalten verstehen. Daher ließ ihn der Kniefall, mit dem sich die blonde Siddy plötzlich in den behüteten Kreis seines Wirkens geworfen hatte, nicht los. Mit dem Menschen, der kniet, mit den hemmungslosen Gewalten, hatte er zu tun. Der Funke war übergesprungen. Der Gestalter suchte nach dem ordnenden Gesetz.

Als er Sidonia Hille in ihrer Wohnung aufsuchte, erfuhr er folgendes, das er fragend und

immer wieder fragend wie ein geduldiger Arzt allmählich aus ihr herausholte.

Eine Unerlöste, war sie von ihrer Irrfahrt nach München zurückgekehrt. Es gab keinen Mann, der nicht im Heer der Begierden hinter dem Weibe herrannte; es gab keine Frau, die Treue hielt; es gab für sie kein Recht, für sie keine Ehre. Zum anbeten, wie sie als Kind die Krippe angebetet, hatte sie nichts gefunden. Die Musik der Erde, die sie einst aus nächtlichem Chorgesang vernommen, war für sie verstummt. Die ganze Welt erschien ihr wie ein einziges, großes Vergnügungslokal, wo eine oberflächliche Menschheit, der nichts heilig ist, in unernstem und unfruchtbarem Gerede und Gehaben die Zeit totschlägt, alle gleich verächtlich, ob aus dem Salon oder von der Gasse. Man konnte sie höchstens einteilen in Schlechte mit der Heuchelmaske des Besseren und Schlechte ohne diese Maske. Und die mit der Maske verachteten die ohne Maske. Sie hatte nur die Maske nicht. Aber ist das ein Unterschied? Was brauchte sie besser zu sein als die andern? Auf was wartete sie? Am Glück hatte sie nicht teil. Warum stürzte sie nicht auch sich in den Strudel der Betäubung? Sinnlos war alles.

Hart am Abgrund, aus Verzweiflung an der Menschheit, entdeckte sie den Menschen.

Sie saß in einer unbeschäftigten Viertelstunde, wie immer, wenn sie ausruhte, an dem viereckigen

Spiegelpfeiler des Kaffees und blätterte in einem illustrierten Kunstblatt. Darin abgebildete Figuren und Gruppen nahmen sie plötzlich gefangen, und sie geriet in aufmerksameres Betrachten und schließlich ins Lesen und las mit immer größeren Augen von einem Bildhauer, der nicht nur ein Bildhauer war, sondern als die Stimme der stummen Erde gefeiert wurde; edel und voll Güte für alle Mitgeschöpfe; voll Ehrfurcht vor den Wundern der Welt; verschwistert mit dem Leid alles Seienden; die reine Gipfelhöhe einer schaffenden Kraft, die ein Flammenmeer von Glück und Schönheit in unser Leben schleudere; eine gewaltige Natur; ein Weiser und Reicher, der Großes und Heiliges aus heldischem Herzen geboren.

Sie fröstelte vor Erregung und wiederholte sich mit trockenen Lippen diese erschütternden Worte, die ein überlebensgroßes, niegesehenes Bild vor ihr auftürmten: den Künstler als die zeugende Schöpferkraft; als das Wunder zweckvoller Fruchtbarkeit; als den Mittler zwischen Menschlichem und Göttlichem — die Lichtinsel in der Hoffnungslosigkeit der Erde.

Eine Welt stürzte in Trümmer; eine neue tat sich vor ihr auf. Mit einemmal begriff sie, warum sie auf dem Boden, auf den sie verpflanzt war, dem Menschen, wie er plötzlich vor ihr aufwuchs, nicht hatte begegnen können. Denn an der Stelle, an

die sie gestellt war, lachte das freche Vergnügen, praßte der Bauch, glotzte der Stumpfsinn sich an, spektakelte blutlose Geselligkeit, um sich in Lärm und Dunst aufzupeitschen von dem inneren Tod. Wie hatte sie denken können, daß das Tier, mit dem sie es dort zu tun hatte, der Mensch war!

Aber er lebte; nur hier nicht, wo sie von Staub und Rauch umnebelt, umherwandelte. Und — er war in ihre Welt hereingekommen! Die Gestalten, die sie da leibhaftig vor sich sah, verstand sie nicht. Aber die „Sehnsucht", die hier mit ausgebreiteten Armen auf der Meeresklippe stand; der „Gottsucher", der dort mit geschlossenen Augen sich zum Gipfel tastete; der „Harfenspieler", der mit süßem Laut den Trübsinn heilte; der „Retter", der die Halbversunkene aus den Fluten hob — diese ganze Gestaltenwelt entrückte sie ihrer Umgebung und nahm sie wie eine eben Geschaffene in ihrer Mitte auf.

Sie hatte kaum den Kopf des Mannes, der den Geschöpfen allen den Odem eingeblasen, in dem Hefte abgebildet gefunden, als sie in einer seltsamen Vermischung von Traum und Wirklichkeit das Gesicht eines Gastes erblickte, den sie eben bedient hatte. Als wäre ein Traumbild plötzlich Fleisch und Blut geworden, saß der Künstler drüben an ihrem eigenen Tische. Da erhob sie sich, als hätte sie, statt an einem Pfeiler, die ganze Zeit über unter dem Baum der Erleuchtung gesessen, und warf sich, noch ganz in

dem andern Reiche weilend, hingerissen von dem Dank gegen ihren Erwecker, dem sie zu dienen und so nahe zu sein begnadet war, wie ein Quell plötzlich aus der Erde bricht, mit überströmender Seele dem Gaste zu Füßen — dem ersten Menschen. Es war Wolf Gontard.

„Laß mich dich nie wieder verlieren" — rief sie, nachdem sie alles erklärt hatte, noch heiß von der Anstrengung und Verlegenheit, die ihr die süße Folter seiner Fragen bereitet, und packte ihn mit beiden Händen am Armgelenk fest.

Er faßte sie ernst ins Auge und hielt ihr — statt einer Antwort — die gekrümmte Rechte mit seinem Eheringe hin.

„Ein Künstler gehört der ganzen Welt," sagte sie leicht erstaunt — wie es in dem Hefte hieß, in dem sie über ihn gelesen.

Er unterdrückte ein Lächeln und legte die Hand gütig auf die ihrige, indem er ihr, wie einem Kinde, verständlich zu machen suchte, daß das Werk des Künstlers zwar der Welt gehöre, dafür aber seine Person weit mehr, als bei andern Menschen, ganz ihm selbst gehören müsse, weil er das Werk, das er aus seinem Innersten grabe, sonst gar nicht hervorbringen könne, sondern von seiner Sendung abgelenkt werde, der zuliebe er sogar auf Genuß und Glück, wie man es gewöhnlich verstehe, verzichten müsse. Denn das Werk dulde keine andere

Liebe neben sich, so wenig wie eine Mutter, die in ihren Kindern aufgehe, sich daneben mit anderen Dingen abgeben könne, und es ließe sich daher keine andere Gemeinschaft mit ihm denken, als eine solche, die seinem Wirken nicht durch Aufbürdung eines weiteren Schicksals Zeit und Kraft entziehe, sondern sich damit begnüge, daß man über die Ferne hinweg miteinander verbunden sei, und zwar durch ein Leben in demselben Geist und den gleichen Gesinnungen — was allein Kraft und Reichtum zuführe, da das Göttliche in dem, was uns widerspreche, nicht zu zeugen vermöge.

Sie hatte mit gesenkten Augen zugehört. Jetzt hob sie das Haupt ein wenig und sagte in sich verloren, als wenn sie von ihm sich nicht verstanden fühlte: „Ich will dir nichts entziehen und ihr nichts entziehen... Ich will nichts anderes, als dich anschauen dürfen und diesem Großen und Schönen dienen."

Er sah, daß er grausamer werden mußte, und rang sich die Worte ab: „So mußt du entsagen und verstehen."

Sie faßte sich an die Stirn: „Wie kann ich dir Böses tun, wenn ich dich lieb habe!... Wo ich liebe, verstehe ich."

Er blickte sie bekümmert von unten an und schüttelte schweigend den Kopf.

Da erhob sie sich und sagte mit ausgebreiteten Armen: „Erhöht will ich werden... Ich will

nicht bemitleidet sein ... Es ist nicht wahr, daß du für dich da bist ... Zum Ausgießen ist dir der Geist gegeben, den du in dir trägst, und ich will ein Teil sein von dem, was du bist ..."

Wie ein Kunstwerk stand sie in schöner Leidenschaftlichkeit vor ihm, und unwillkürlich nickte er. Denn während er mit der Härte des Weiterblickenden in Gedanken einwendete „Ich gebe, damit jeder nehme," rechtfertigte er zugleich den Ruf der glühenden Seele, die sich vor ihm enthüllte: „So bin ich ... Hilf mir!"

Den Bart in der Faust, sann er vergeblich nach einem Ausweg.

„Woher nimmt ein Mensch das Recht auf den andern?" grübelte er.

„Du hast mich schon erhöht" — antwortete sie rasch und tat einen Schritt auf ihn zu, die flachen Hände inbrünstig vor der Brust zusammengelegt.

Aber er stellte sich vor sie hin, ihre Hände fesselnd, und sagte schonend: „Und hast du damit nicht genug empfangen?"

„Nein, verdammt bin ich so ... Denn anders kann ich nicht mehr leben ..."

Sie riß das Gesicht zur Seite und beugte sich, gewaltsam von ihm festgehalten, im Stehen auf seinen Arm hinab. So weinte sie. Sie weinte, daß ihm angst wurde.

* * *

Georg Altmann, der gewöhnlich, die Hände auf dem Rücken, wie eine vornüber fallende Hopfenstange an der Menschheit vorbeitorkelte, wenn er in Gedanken war, mußte alle Dinge auf eine philosophische Formel bringen. Er entwickelte das eheliche Verhältnis zwischen Wolf und Helene Gontard so: „Wolfs Leben ist Liebe; Helenens Liebe ist ihr Leben... Für ihn ist die Liebe eine kosmische Kraft; für sie das Element, in dem sie atmet... Er ist Rätsel; sie Lösung... Wenn sie nicht existierte, müßte sie für ihn erfunden werden."

Helene Gontard pflegte bei solchen Worten, ein Lächeln in beiden Wangengrübchen, den Schelmenseufzer auszustoßen: „Wenn mir nur ein Mensch erklären könnte, was Philosophie ist!" Denn wenn Wolf das Chaos war, war sie die Welt am siebenten Schöpfungstag, klarer, blauer Himmel — eine von jenen Naturen, die keinen Gott brauchen, weil Gott sich in ihnen erfüllt hat. Wenn Wolf ihre Entscheidung anrief, und sie antwortete: „Du bist der wertvollere Mensch, ich unterwerfe mich dir" — so pflegte er zu entgegnen: „Wer ist mehr: die Sonne, oder der sie anbetet?"

Noch nach zehnjähriger Ehe verfolgte er, in den Sessel zurückgelehnt, ihre Bewegungen wie ein vornehmes Schauspiel und konnte sich an ihren Gedankengängen, die sie der sichere Kompaß ihres ausgeglichenen, keine Zweifel kennenden Herzens

führte, mit so objektivem Wohlgefallen erfreuen, daß ein Unbeteiligter geglaubt hätte, sie wären gar nicht miteinander verheiratet. Als Modell für die hinsiechende Sehnsucht konnte er sie nicht gebrauchen. Aber allen Göttinnen, die vollendet aus den Wogen steigen, aus der Waldeslichtung hervortreten, oder beim aufgehenden Morgen mit glühendem Schleier vom Bergesgipfel winken, mußte sie ihre lebensfrohen Züge leihen. Und wenn der Wert des Weibes in der Illusion besteht, die sie in dem Manne hervorruft, so verdankte er ihrer hoheitsvollen Heiterkeit den abgründigsten Reichtum; und er brauchte die große Linie ihres Wesens nur in seine Kunst einzuzeichnen, um die klare Tiefe der Welt spielend zu erfassen.

„In der Tiefe singen alle Dinge," erklärte sie; und so gern sie im Leben lachte, hatte sie für ein Kunstwerk, das bis zu diesem heiligen Ernste nicht hinabreichte, nur ein Achselzucken. „Ordentlich oder gar nicht" — war ihr Wort.

Der Respekt, den sie damit allem Tüchtigen zollte, entsprach der gütigen Tatkraft ihrer eigenen gediegenen Natur. Während er in prometheischer Unzufriedenheit mit dem Steine rang, schlichtete und richtete sie alle Geschäfte und Geschicke, die ununterbrochen an ein Haus anklopfen, um das in weitem Umkreis ein vielverästeltes, reiches Leben sich angewurzelt hat. Das Landhaus, das inmitten

eines großen, grünen Gartens lag, hatte sie mit sicherer, ruhiger Farbenfreudigkeit zu seinem erweiterten Ich ausgestaltet; und außer dem Geheimnis der kristallenen Klarheit, die in allen Räumen schwebte, gab es nichts darin, was Geheimnisse barg.

Gewohnt, Menschen und Verwicklungen, die in das Gehege seines Arbeitsfriedens einbrachen, soweit sie seine Person nicht beanspruchten, Helenens tapferen Händen zu überantworten, enthielt ihr Wolf Gontard auch die Begebenheit mit Sidonia Hille nicht vor. Er hatte der wunden Seele schließlich den Trost seiner Häuslichkeit angeboten; und bat nun Frau Helene, an seiner Statt sich der Hilflosen anzunehmen, wobei sein Gedanke war: der Sache Zeit zu lassen. Denn das Leben ist weise, und manche Wunde heilt von selbst.

„Natürlich müssen wir da helfen," unterbrach ihn Helene mit ehrfürchtiger Bestimmtheit, sofort für den neuen Schützling eingenommen, der ein so überwältigendes Zeugnis für die bezwingende Persönlichkeit ihres Mannes abgelegt. Denn es war ihr nicht anders, als sei eine biblische Legende Wirklichkeit geworden, und sie sähe, wie der Heiland zum erstenmal unerkannt in armer Hütte einkehrte und die einfachen Fischersleute plötzlich den Saum seines Gewandes küßten, weil ihn sein Lichtschein verriet.

Noch ehe sich Wolf in sein Atelier zurückgezogen hatte, erwog sie in ihrem raschen Mitleid schon hundert Pläne, wie sie der armen Lichtsucherin beistehen und für die Bewunderung ihres Mannes dankbar sein könne. Denn es schien ihr schön, daß das Gefühl des Mädchens sich mit dem ihrigen vereinte, um die Woge der Liebe, die ihm aus der Welt entgegenschwellen sollte, sichtbarer und mächtiger vor ihm aufzuwerfen.

* * *

In flatterndem Staubmantel, weißer Federkrause und Pelzkäppchen, unter dem ihre blonden Haare hervorquollen, kämpfte sich Siddy mit vorgeneigtem Haupt durch den stürmischen Märztag, und ihre Schritte wurden immer langsamer, je mehr sie Gontards Landhaus sich näherten. Ihr Herz wußte vielleicht, was es wollte. Aber ihr Hirn durchfuhren nur Fetzen von Gedanken gleich den sturmzerblasenen Märzwolken. Es fiel ihr eine Kollegin ein, die einen alten Bankier noch dazu gebracht hatte, sie zu heiraten; ein großes Vermögen von ihm erbte, als er schon nach wenigen Monaten starb; und dann mit einem vornehmen Manne eine glückliche Ehe schloß . . . Auch Gontards Frau konnte sterben — wer weiß! Zu ihrem

Berufe zurückkehren? Nein ... Lieber mit einer Frau teilen ... Wie, wußte sie freilich nicht. Es schwebte ihr vor, daß er sie auf seinem Besitztum anstelle ... vielleicht als Dienerin, wo er meißelte ... vielleicht als Magd. Jedenfalls, daß sie ihn immer anschauen könne und teilhaben an seinem riesenhaften Dasein ... Dann dachte sie, wie es wäre, wenn sie ihn winzig klein zaubern würde, daß sie ihn ganz für sich besäße und versteckt mit sich forttragen könne ... Oder ob sie stürbe, wenn sie sein vergöttertes Blut tränke? ... Als das weiße Haus in einiger Entfernung vor ihr auftauchte, ergriff sie breit und voll die Empfindung, daß sie jetzt an dem Gartengitter entlang gehe, während er dort oben arbeite. Und die Blumen auf der Wiese, die sein Haus umgab, kamen ihr glücklich vor, weil sie dort stehen durften ... Eine solche Blume zu sein! ...

Die bunten Flämmchen des Krokus sangen aus der Rasenfläche und schlossen um das Haus in der Mitte einen leuchtenden Ring, den sie nun durchschritt. Als sie unter das gläserne Vordach des Einganges trat, fiel ihr auf, daß der Sturm hier nicht mehr hindrang.

Das Herz klopfte ihr: Sie war über die Schwelle des Hauses getreten. Eine hohe, alte Kastenuhr mit langsamen, ruhigen Pendelschlägen, die wie ein ernster Wächter aus dem Schatten aufragte, gab

dem Leben sogleich einen anderen Rhythmus, der sich auch der Eintretenden aufzwang. Aber sie erfuhr sofort, daß der heilige Wächter des Hauses jemand anderes war. Statt zu Wolf Gontard geleitet zu werden, kam Frau Helene mit wehendem Schulterschleier fürstlich die Hallentreppe herabgeschritten, schloß mit ernstem Händedruck mit ihr Bekanntschaft und ließ ihr dann mit gastlichem Lächeln den Vortritt in ihren Empfangsraum. Zaghaft trat Sidonia ein.

Pompejanisches Rot und orangefarbene Seidenstoffe leuchteten von den Wänden und wiederholten sich im Widerschein goldener Spiegel. Um edelgeformte Möbel mit kostbarem Porzellanzierat gruppierten sich auf Perserteppichen weißumrahmte Sessel und Sitzplätze. Schlanke Papyrusstauden strebten aus getriebenen Kupferbecken so hoch und duftig empor, daß die Gemälde an den Wänden lebhafter dahinter hervorleuchteten ... Das Mädchen aus dem Volke war in ein Märchenreich versetzt. Und als sie auf dem niedrigen Banksofa Platz genommen, das der sechsteiligen Fensterordnung des Erkerhalbrunds folgte, blickte sie bald in das Farbenwunder des Raums zurück, bald durch die Scheiben der lichten Glasnische hinaus auf die grüne Gartenlandschaft, die zwischen halbzugezogenen Mullgardinen wolkig eingeschlossen war, bald auf die wunderhübsche Frau, die mit

goldbraunen, sonnigen Augen vor ihr saß und wie mit einer Freundin mit ihr plauderte.

Der gläserne Teetisch wurde herangefahren mit silbernen Kuchenkörbchen und den durchsichtigsten Porzellanschalen, die auf tiefroten Untersätzen von japanischem Lack standen; und sie kam sich so gefeiert vor in dem Reichtum der ungewohnten Umgebung, daß sie den Mann, um dessentwillen sie gekommen war, fast vergaß und immer nur die bezaubernde Frau mit den Grübchen in den Wangen und ihren geschickten Händen anstaunen mußte, in der sie die Schöpferin jener Schönheit ahnte, die ja nie in stummen Dingen und Gegenständen beruht, sondern lebendiger Geist ist, der aus einer schönen Seele ausstrahlt. Mit scheuer Liebe blickte sie zu dieser Seele auf und hielt beständig das Taschentuch in der Faust; so feucht waren ihr die Handflächen vor verlegener Glut.

Erst als Helene von Gontards Eigenheiten zu erzählen begann, wagte sie ein freieres Lächeln. Wie der arglose Mann auf das Stänglein jedes Scherzes hüpfte, das man ihm hinhielt. Wie er im Theaterfoyer einer fremden Dame, an der ihn eine zufällige Bewegung interessierte, zu ihrem Entsetzen zurief: „Ums Himmels willen, bleiben Sie doch mal so stehen!" Wie der ernste Künstler kindlich sein konnte und gleich einem Känguruh um den Tisch herum hüpfte, wenn er fröhlich war. Wie er, ge-

wohnt, den Bleistift im Mund zu halten, im Arbeitseifer mit der glühenden Zigarre die Tischdecke in Brand zeichnete . . .

Sie erzählte das so lieb und arglos, daß Siddy, halb beschämt von soviel Zutraulichkeit, halb voll Stolz, zur Mitwisserin der intimen Lebensvorgänge gemacht zu werden, schließlich vor hellem Entzücken über die Eigentümlichkeiten an der selbstvergessenen Natur des großen Träumers herzhaft in die verbergenden Hände lachte.

Nun erzählte Frau Helene diese Dinge in derselben rheinischen Mundart, die Gontard eigentümlich war, und diese Übereinstimmung führte bei Siddy zu einer seltsamen Verwirrung des Gefühls. Indem sie Helene in demselben fremdartigen Dialekt sprechen hörte, den sie bei ihm zum erstenmal vernommen, war es ihr, als ob sie ihn selbst vernähme, zumal da sie Helene auch dieselben Anschauungen äußern hörte wie ihn, manchmal sogar in denselben Ausdrücken. Errötend mußte sie daher sich zuweilen an die Schläfe fassen, um sich zu vergegenwärtigen, daß sie nicht mit ihm rede. So kam es, daß sie das, was sie bei dem einen liebte, auch bei dem andern lieben mußte, und schließlich den einen nicht lieben konnte, ohne den andern in ihre Liebe mit einzuschließen. Es war ihr freilich nicht bewußt, daß es also gar nicht die Person war, der ihre Liebe galt, sondern die Kraft, die sich in

beiden Menschen gleichermaßen offenbarte, und die sie gemeinsam verwalteten, gebend und nehmend, jeder Geist von des andern Geist. Sie wußte nur so viel, daß sie das Niegekannte, das sie vor ihm auf die Knie gezwungen, zu ihrem Erstaunen in der Schönheit des Hauses, dessen Geist seine Gattin war, wiedergefunden und beide Menschen sich daher im Besitze dessen befanden, was sie ihr Leben lang gesucht, ohne daran teilzuhaben, und nun in sich überzuleiten mit wehem Verlangen ersehnte.

Wie es aber oft geschieht, daß man den Mann, für sich allein gesehen, zu leicht nimmt und das volle Gewicht seiner Persönlichkeit erst erfaßt, nachdem man ihn als Herrn seines Eigens, Weib, Magd und Diener und den ganzen Stil seiner Häuslichkeit kennt, so ging Gontards Bedeutung auch Siddy erst in seinem Hause auf, und sie schämte sich fast der respektlosen Vertraulichkeit, die sie mit dem ersten Worte zu ihm angenommen, weil ihr eigenes Gefühl für ihn so übermächtig vor ihr stand, daß sie darüber vergaß, auf ihn zu schauen und sich zu fragen, was sie ihrerseits für ihn bedeute.

Je mehr sie ihn jetzt unter Helenens Worten, die ihr einen Einblick gewährten in die Werkstatt und Geschichte des Genies, emporwachsen sah, um so mehr schrumpfte sie dieser fremden, heroischen

Welt gegenüber vor sich zusammen. Bei einer Frau, in der seine Kunst das Urbild des Schönen besaß, war es nach ihrer Auffassung allerdings leicht, das Herrlichste zu schaffen, ebenso wie ihr Helenens geistiger Einfluß als seine Freundin, Beraterin und Helferin Erklärung genug dafür schien, daß alles, was sein Meißel aus dem Marmor erweckte, den Stempel adeligen Empfindens auf der Stirne trug.

Was konnte sie dagegen mit ihm reden?

Wie der Laie nämlich gewöhnlich nicht weiß, daß der Künstler sich überall an dem Urquell der Kräfte anregt und daher das sprudelnde Spiel ungebrochener Menschlichkeit dem abgestandenen Wasser eines gebildeten Gespräches vorzieht, so ahnte auch sie nicht, daß der schöpferische Mensch sich vor fremden Ohren nicht gerne über das unterhält, was bei ihm in die Unaussprechlichkeit der Tiefen hinabreicht, weil er dies ausmacht mit seiner letzten Einsamkeit, sondern glaubte, ihm nichts geben zu können, weil sie von der Welt seiner Kunst nichts verstand.

Daß man aber etwas zu geben haben mußte, wo man empfangen wollte, schien ihr unter der verpflichtenden Gesetzlichkeit des tempelhaften Hauses, das alle Verwilderung bannte, ein erlösendes Gebot.

Was hatte sie, armes Ding, mit ihrem bißchen Liebe hier zu geben?

Als Frau Helene das schöngestimmte Geläute anschlug, um ihren Gast zum Atelier ihres Mannes hinaufgeleiten zu lassen, wandte sich Siddy immer wieder um und schaute, während der Dreiklang des Glockenzeichens in der Stille träumerisch nachhallte, mit großen, wehmütigen Augen in den Raum zurück, als ob sie fürs Leben von ihm Abschied nehmen sollte.

* * *

Auf leisen Teppichen, über Stiegen und winkelige Gänge, wurde sie bis zu einem abgelegenen Flure geleitet, wo eine schwere Kelimportiere breit von der Wand herabfiel. Dahinter befand sich der Ateliereingang, auf den das führende Hausmädchen nur mit schweigender Handbewegung hinzudeuten wagte, und sich dann auf den Zehenspitzen entfernte.

Da stand sie denn allein vor der verhängten Tür, unschlüssig, ob sie eintreten, oder sich unbemerkt davonstehlen sollte. Denn wie sie in dem Schusterhause fremd blieb, weil eine Brücke sie mit einer anderen Heimat verband, so fühlte sich das Kind der Niedrigkeit wiederum ausgestoßen aus dem anderen Reiche, weil es schuldig wurde, indem es hier anpochte und, solange es darin weilte, den reinen Brunnen zwar aus den Händen schlürfen durfte, aber keine Aussicht sah, ihn zu verwalten und in sich zu tragen als sein seliges Gefäß.

Lange stand sie so, an den Lippen nagend, bis sie endlich leise anklopfte. Aber trotz zweimaligen Hereinrufens blieb sie wie gelähmt in dem Dunkel zwischen Tür und Portiere stehen, so daß Gontard schließlich öffnete und sie zusammengekauert an den Türpfosten gelehnt fand.

„Verzeih mir" — sagte sie unwillkürlich und schob sich in den lichten Raum.

Er dachte sich nichts dabei, obwohl sie mit dem unscheinbaren Wort sich die Zentnerlasten einer Sünderin von der Seele seufzte, und zeigte seinerseits zur Entschuldigung Modellierstock und die von feuchtem Ton beschmierten Handflächen hin, um sich dann eilig unter dem fließenden Wasser eines Waschbeckens zu reinigen und des Arbeitsmantels zu entledigen.

Während er hinter der spanischen Wand damit beschäftigt war, wanderten ihre Blicke, ohne daß sie sich von der Stelle rührte, die weiträumige Werkstätte ab, von der rupfenbespannten Wandfläche hinter ihr, über die gebrochene Wölbung der Decke, die sich zu der Oberlichtscheibe abschrägte und drüben in eine einzige Glaswand überging. Sie überflogen die weißen Gipshände, Füße und Masken, die um eine hohe, bis an das Glasdach stoßende Palme, zwischen Peddigrohrsesseln, auf Gestellen herumlagen, bestaunten die großen Tonmassen, die vor Leitern sich auf leinwandbedeckten

Holztritten türmten; und blieben schließlich — an der freien Schmalwand hängen, wo eine Zimmertreppe zu einer Bühne führte mit zwei Sitzplätzen vor den beiden, durch ein Tischchen getrennten Fenstern.

Sehnsüchtig in den Anblick verloren, sagte sie in sich hinein: „Du hast es gut!"

Er trat lächelnd hinter dem Wandschirm hervor und klatschte auf den ungefügen Tonblock. „Der Lehmhaufen ist das schönste daran ..."

„Und deine Frau? ... Und dein Heim?" — fragte sie verwundert.

„Alles ist Stoff ... Ein Künstler muß arbeiten ..."

Sie hörte nicht zu, sondern drehte mit geschlossenen Augen langsam den Kopf über die Schulter nach jener Seite, wo sich die beiden Fensterplätze auf der Estrade befanden, die sie nicht losließen, und fragte leise und leidvoll, als grübe sie sich einen Dolch in das Herz: „Sitzt dort — deine Frau, wenn du arbeitest?"

Er verstand und sah ernst auf sie herab, mit dem Haupt verneinend.

„Dort sitzen ich und — die Einsamkeit," betonte er.

Beschämt richtete sie sich in der Büste auf. Doch er zog sie willfährig die teppichbelegten Stufen empor und zeigte ihr vom Fenster aus den Garten

mit seinem, zwischen dunklen Tannen schimmerndem Wasserbecken und dem weiten Rasengrund, blau von Scylla und durchsternt von jener kleinen Primel, die mitten im Winter, wenn ein Sonnenstrahl auf sie fällt, gläubig die Augen öffnet. Während er erklärte, flogen weiße Tauben auf dem Rand der Schale ab und zu und tranken.

„Dort möchte ich begraben sein," seufzte sie, die Stirn an der Scheibe.

Er glaubte zu ahnen, was in ihr vorging, und fragte: „Ihr habt zusammen beraten — seid ihr euch einig geworden?"

Ohne ihn anzusehen, bewegte sie verneinend den Kopf.

„Möchtest du nicht in diesem Garten arbeiten?"

Dasselbe stumme Verneinen, das niemand verriet, welche Wunden dabei bluteten. Denn wenn sie vorher davon träumte, unter seinen Augen leben zu dürfen, so wußte sie, seitdem sie die Herrin des Hauses kannte, daß sie hier nicht teilen und unredlich sein konnte.

Aber er ließ nicht los und begann abermals vorsichtig: „Bist du nicht mit ihr ausgekommen?"

Da wandte sie ihm voll das Gesicht zu und sagte einfach: „Ich liebe deine Frau!"

„Liebst meine Frau?" machte er.

„Verstehst du das nicht? Ich liebe sie," sagte sie mit glühendem Gesicht. „Ich könnte mich unter

ihre Füße legen, daß ihre Sohle den harten Boden nicht berührt ... Ich möchte der geringste Teil ihres Leibes sein, die gebogene Wimper vor ihrem Auge, mit dem sie dich anschaut ... Möchte nur eine Stunde atmen dürfen mit ihrem Blut und es in mir klopfen fühlen wie deins ..."

Er reichte ihr bewundernd die Rechte. „Nicht kleinmütig sein," tröstete er väterlich. „Alles ist der gleiche Stoff. Man kann aus jedem Lehm eine Göttin kneten ..."

Verletzt wand sie ihre Hand los, und bleich vor ihm die Stufen hinabschreitend, blieb sie vor einer Büste, seinem marmornen Selbstbildnis, das von einem hohen Gestelle herabschaute, stehen und sprach es an: „Ich kann in deinen Augen nichts sein ... Ich gehöre ja nicht zu euch, ich weiß ... So schicke mich doch fort und laß mich wieder werden, was ich war!"

Sie schlang die Arme um das Bildnis und weinte.

Er folgte ihr nach und suchte sie zu beruhigen. Sanft entwickelte er ihr, daß sie als Geschäftsführerin ein Kunstgewerbehaus leiten sollte; wie sie dort in Verbindung stehe mit seinen Interessen und gemeinsam mit ihm wirken könne; allmählich Ausstellungen darin veranstalten würde und auf diese Weise teilhabe an der Welt des Schönen, die ihre Sehnsucht sei.

Hypnotisiert wie ein weinendes Kind, dem man

Märchen erzählt, wurde sie unter seinen Worten stiller und sagte kopfschüttelnd: „Auch das ist nicht das Rechte ... Du hast gesagt: Aus jedem Ton läßt sich die Göttin kneten ... Der Beruf kann es nicht tun ..."

Die Abendstunde kam, und die sinkende Sonne warf durch die Glaswand die ersten roten Lichter in den Raum. Indem sich aber der Sturm in ihrem Inneren legte und auch die Dämmerung still in die Ecken der Werkstatt einzog, erinnerte sie sich plötzlich der Stille, die ihr sofort in dem großen Hause aufgefallen war, und etwas von ihm zurücktretend, fragte sie mit erstauntem Ausdruck: „Wo sind deine Kinder?"

„Ich ... habe keine Kinder" — antwortete er zögernd und ließ die Hand mit einer bedauernden Bewegung an sich herabfallen.

„Keine Kinder? ... Die schöne Frau keine Kinder!" Mit halb geöffneten Lippen blieb sie wie eine Erstarrte stehen.

Aber als wäre der lange, dunkle Drang, ihre Heiligung zu empfangen von dem Lichte, das sie auf beide Gatten verteilt sah, plötzlich zu himmlischer Klarheit durchgebrochen, schoß ein überirdischer Schimmer in ihr kühnes Antlitz.

Und während das Feuer der sinkenden Sonne hinter ihr in der Glaswand gleißte und als flammender Heiligenschein für sie dort stehenzubleiben schien,

der ihre ganze Gestalt in blutgoldenen Zacken umloderte, schlug sie in der Not ihres Herzens die Hände vors Gesicht und flehte aus den Feuerbränden heraus:

„Gib mir ein Kind ... und laß mich gehn!"

Eine der weißen Tauben des Gartens rauschte über ihrem Haupte an der Scheibe vorüber und verschwand in dem Blute des Westens.

* * *

Seinen Bart zerwühlend wanderte Wolf Gontard mit großen Schritten in seinem Studierzimmer auf und ab.

Lange Bücherreihen, aus übereinander stehenden Aufsätzen gefügt, deren Gesimse eine Galerie von Bronzestatuetten belebte, zogen sich in strenger Gleichförmigkeit die Wände entlang. Aber unter den geschlossenen Kolonnen der vielen Bände, die mit ihren goldenen Rückentiteln ringsum hinter Glasscheiben leuchteten, war nicht einer, der ihm die Frage beantwortete, die ihn quälte.

Wie der Künstler an den Grundtypen der menschlichen Schicksale oft gelassen vorübergeht, weil er das Leben im farbigen Abglanz begreift und in dem Tröpflein eines unscheinbaren Nebenerlebnisses die Schmerzen des Universums vorerleidet und hinter sich kämpft, so hatte der Kummer, daß ihm das

Kind versagt blieb, wohl manchen Schatten auf Wolf Gontards Stirn geworfen. Aber seine Ehe berührte das nicht.

Es gab einen berühmten Brunnen von ihm, ein großes Muschelkalkbecken, in dessen Mitte ein Kindlein, selig auf dem Rücken liegend, auf dem Wasserspiegel schwamm, während eine Gruppe von Jungfrauen, zum Stamm der überfließenden Schale zusammengewachsen, die Arme nach ihm emporhob. Als er bei der Enthüllung des Kunstwerks von jemand, der damit seine Lebenserfahrung dartun wollte, gefragt wurde, ob er auch selbst Kinder habe, hatte er entgegnet: „Hätte ich dann den Kinderbrunnen geschaffen?"

Aber die Sehnsucht war nicht das einzige. Das schlimmste war ihm, daß sich die Wesenheit Helenens mit ihrer göttlichen Heiterkeit nicht fortsetzen und ihre Schönheit für die Welt verloren gehen sollte. Wenn er sich die mütterliche Gefühlswelt vorstellte, die das neugeborene Leben in ihrem liebreichen Herzen aufgeschlossen hätte, so kam ihm die ganze Widernatürlichkeit, daß eine goldene Kraft ungenutzt verkümmern sollte, verzweifelt zum Bewußtsein. Wenn sie einmal nicht lachte, war die Seele aus dem Hause entflohen. So würde etwas fehlen im Spektrum des Alls, wenn ihr Lächeln mit ihr begraben würde — war seine Vorstellung.

Deshalb erwogen sie auch nie, ein Kind anzunehmen. Ja, wenn er ihr ein solches kleines Wesen in die Arme hätte legen können, das sein eigen wäre, ohne in fremdem Schoße erzeugt zu sein ... Aber anders wäre es nicht gegangen.

Nun wühlte der Ruf der anbetenden Mädchenseele alle diese Fragen von neuem in ihm auf. Sollte er heiß springende Quellen des Werdens, alle Energien des Gottsuchertums, die in geheimnisvoller Sympathie sich aus dem Unbekannten hier den Weg zu ihm gebahnt, in Unfruchtbarkeit zurückschlagen und unvererbt in sich ersterben lassen? Durfte er das?

Er saß auf der Lehne seines roten Ledersessels und beobachtete an dem Wallnußbaum, der scheinbar kahl im Frühlingswind vor dem breiten Fenster schaukelte, die neuen braunen Sprossen an dem älteren schwarzen Holze, die ersten noch festgewickelten Zapfen der Kätzchen daran und die Büschel von roten Händchen, die schon überall klein nach dem Lichte griffen ... Wehmütig summte es in ihm: Das Blut von tausend Jahrhunderten löscht seinen Funken in mir ...

Da trat sein Freund Altmann ein, der nach seiner Gewohnheit sofort nach dem Buche griff, das aufgeschlagen auf dem Schreibtische lag.

„Plato?" fragte er, nachdem er den Band enttäuscht wieder hingeworfen ... „Bildhauerst du

wie Wolf Gontard oder wie Phidias? Warum philosophierst du also wie Plato?"

„Weil er die Frage aufwirft: Besteht für den geistigen Schöpfer die Notwendigkeit zur leiblichen Zeugung?"

„Ach so," machte Altmann, sofort verstehend. „Also doch Wolf Gontard!"

Der Freund nickte.

„Nun, wenn Plato die Frage verneint, so geht er davon aus, daß der Künstler in seinem Werk schon seine Sendung erfülle, was du natürlich nicht zugeben wirst, da das Werk ja nicht Selbstzweck ist, sondern der Menschheit dienen soll. Damit du nicht auf halbem Wege stehen bleibst, mußt du daher auch alle deine sonstigen Kräfte in den Dienst dieses Zieles stellen und ganz wie ein leiblicher Vater für dein geistiges Kind sorgen. Das heißt: es hineinsetzen in einen selbstgeschaffenen Kreis von berufenen Verwaltern, die ihm gegen den Widerstand des Unwerts den Weg bereiten zum Herzen des Volks. Wer aber ist hierfür das natürliche Medium, wenn nicht der leibliche Erbe, das eigene Fleisch und Blut, das deine Gedankenwelt kennt und seiner eigenen Kultur dient, indem es sich zum Träger der Kultur des Werkes macht?"

Gontard legte die Stirn in finstere Falten und entgegnete: „Das hieße Handel treiben mit der Natur, lieber Freund, anstatt das Göttliche um

seiner selbst willen zu tun, oder zum mindesten eingreifen in Zwecke, die sich der Weltgeist selber setzt. Wenn er das Korallenriff bilden will, so läßt er zwar die Liebe der Strahlentierchen daran arbeiten, die den Korallenstock bauen, indem sie sich paaren, aber den kleinen Polypen leitet nichts, als der Trieb zum Polypen. Nun lebt der Mensch allerdings nicht nur das allgemeine planetarische Dasein mit — wirst du sagen —, sondern besitzt auch die Erkenntnis fernerer kosmischer Ziele — aber das berechtigt ihn nicht, freies, sich selbst bestimmendes Leben zu erzeugen, um es solchen Zwecken — einem Kunstwerk — unterzuordnen, das übrigens in Gottes Namen allein sehen mag, wie es sich durchsetzt. Hier handelt nur sittlich, wer in dem hellseherischen Naturschlaf des Elementaren handelt ..."

Altmann malte mit dem Bleistift vor sich hin. „Ich bin ganz mit dir einig ... Nur hat damit Plato noch nicht recht — es sei denn, daß du den Künstler als Ästheten in Reinkultur fassen wolltest, der sich zu heiligen glaubt, indem er das Leben flieht. Aus dem Vollen einer menschlichen Persönlichkeit aber schaffst du nur auf der breiten Grundlage des ganzen Lebens. Denn wir sind, was wir tun. Und haben uns so gut selbst zu erschaffen, wie das Kunstwerk. Wie willst du das anfangen, ohne daß du neben den künstlerischen auch alle physischen Tugenden übst!"

„Gut, dem Bildhauer bewilligst du den Sproß aus seinen Lenden," sagte Gontard rasch, indem er aufsprang und seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufnahm. „Bewilligst du mir das gleiche auch als Ehemann?"

„Du meinst: dem Mädchen!"

„Ich bleibe bei meiner Fassung!"

Altmann trat an das Fenster, vor dem die ersten zartblauen Blütentrauben der Glyzinien schwebten, mit denen Frau Helene die Arbeitsräume ihres Gatten umsponnen, und begann:

„Wenn ich als Freund ... als dein und Helenens Freund ..."

„Ich lege den Akzent auf den Philosophen," unterbrach ihn Gontard, der wie ein Löwe hinter ihm auf und ab schritt.

„Wie du befiehlst," sagte Altmann ernst, ohne seine Stellung zu verändern, als wollte jeder der Freunde vermeiden, dem Blick des andern zu begegnen. „Wenn ich also nur als die andere Stimme zu dir reden soll, so sage ich alles, wenn ich ausspreche, daß die Ehe eine als ethisches Institut versittlichte Naturbestimmung ist. Erfüllt sie die Naturbestimmung nicht vollkommen, so mußt du sie ergänzen. Je höher dein Amt im Weltenplan, um so unzweifelhafter ist dein Recht dazu. Denn die göttliche Satzung hebt die menschliche auf. Wer sich mit dem Dämonium eines schaffenden

Geistes verbindet, muß sich darüber klar sein. Er muß wissen, daß die Zwecke des Genies mit denen des Ehemanns nicht erschöpft sind, sondern daß der Künstler zwischen den Gattungen steht... Der zweite Adam... Er ragt ins Metaphysische."

„Mein Recht, mein Recht, ja, ja!" rief Gontard, der sich in einen Sessel geworfen, ungeduldig über den Raum hinüber. „Aber wo steht etwas geschrieben von einer Pflicht? Inwiefern gehört das Kind eines Mädchens zu den Zwecken, die innerhalb meines Amtes liegen? Sie will zum Göttlichen — gut, wenn ich sie recht verstehe. Aber was geht mich ihr Gott an?"

„Weißt du nicht" — sagte Altmann nach einigem Schweigen — „daß die Dionysosmänaden einen Stellvertreter Gottes verzehrten, um sich den göttlichen Geist anzueignen?... Du stellst den Stellvertreter Gottes für sie dar — ob als Mensch oder Künstler, einerlei. Und wenn sie dich als Person auch nichts angeht — den Gott geht die Kreatur immer an..."

„Drei Menschenleben stehen auf dem Spiel," grübelte Gontard, ohne zu antworten.

„Sollen drei Wesenheiten, drei Welten zugrunde gehen?"

Gontard lachte bitter auf. „Keinen Kummer machen, nicht wehetun — hat sie gesagt!" Er umkrallte seine Stirn mit mächtiger Hand.

„Das ist Schicksal," antwortete Altmann achselzuckend, indem er zögernd auf ihn zuging.

Gontard hatte die Rechte vor sich auf die Sessellehne aufgelegt und betrachtete lange erschüttert seinen Ehering: Schicksal!

„Weißt du, was in unseren Trauringen eingegraben steht?"

„In euren Trauringen?"

Gontard streifte den Goldreif vom Finger und hielt ihn dem Freunde hin.

„Amor fati," las dieser auf der Innenseite und reichte den Ring zurück, indem er die Hand auf Gontards Schulter legte.

„Ich habe nur sub specie aeterni zu dir gesprochen ... du wolltest es so ..."

Gontard wehrte mit einer Kopfbewegung ab.

„Ich weiß freilich, daß die Philosophie die Folge unserer Entschlüsse ist, lieber Freund ..."

Lange, nachdem Altmann gegangen, saß Gontard noch zusammengesunken in seinem Sessel, und nur ein goldgerahmtes Ahnenbild leuchtete noch aus der Dämmerung auf, einer von jenen Köpfen, deren Augen sich immer nach dem Beschauer drehen, welche Stellung man auch zu ihnen einnehmen mag, und blickte über den Bücherreihen mit seinen unergründlichen Augen auf ihn herab.

* * *

Der Frühling schoß wie ein Rausch aus der Erde. Man hätte das Wachstum fesseln mögen, um Zeit zu haben, es in der Stufenfolge allmählicher Entwicklung zu genießen. An dürren Stab zauberten sich fast über Nacht rosa Blütenschleier, wogende Belaubung, die vollen Ketten grüner Früchte.

Helene Gontard verlegte ihr Leben ganz in den Garten. Sie kauerte frühmorgens neben dem Gärtner, wenn er vor dem aufgeschlagenen Glasdach in den Pflanzenkulturen arbeitete. Sie half abends, in dem Regenbogen des Wasserstrahls stehend, den Rasen sprengen und den Wurzelkreis junger Stämmchen tränken. Bettete jede einzelne Erdbeere, die sich im Beete zu röten anfing, in ein Nest von Holzwolle. Schnitt Rosen. Rechte die sandgelben Wege. Und ihr weißer Nacken bräunte sich über den ganzen Ausschnitt ihres duftigen Gartengewands. Die Schleppe des Empirekleides über dem bloßen Arm und herabgeschneite Blütenblättchen im Haar, empfing sie ihre Gäste unter kornblumenblauem Himmel, und wenn Wolf zu den Mahlzeiten in der Buchenlaube erschien, hatte sie ihm mit einem entdeckungsfreudigen „Das mußt du sehen" tausend Wunderdinge zu verkünden — sei es, daß flügge Vögel verteilt in den Büschen saßen, oder die Yukkapalme ihren ersten, glockenbehangenen Blütenstab trieb.

Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, Sidonia Hille im Zentrum der Stadt einen Kunstsalon einzurichten, da ihr Gatte, wie sie behauptete, die Ursache war, daß sie ihre frühere Stellung verloren. Dort zeigte Sidonia einer zahlreichen Besucherschaft ihre Bronzen, antiken Porzellane, Marmorplastiken und andere zierliche Gegenstände und hätte nichts von dem Rausche der Natur bemerkt, wenn ihr Helene nicht zuweilen einen Granatblütenzweig, Goldregen oder einen mächtigen Rotdornast zum Schmuck ihrer japanischen Vasen hingeschickt hätte.

Sie brauchte keinen Frühling. Sie trug den Gott des Frühlings selber in sich. Denn die große Stunde, nach der sie mit wunden Füßen gewandert und gewandert — sie war gekommen. Und sie hatte sich zum Schoß und Gefäß machen dürfen für die vereinten Seelen eines Menschenpaares, die ihr das andere Reich bedeuteten, in der Umarmung des einen von beiden getauft mit himmlischem Geist. Nun war sie eingegliedert in die Kette der Ewigkeit und kreiste mit von Stern zu Stern. Denn sie hatte ein Göttliches, das zwei sterbliche Menschenhäupter umstrahlte und mit ihnen erloschen wäre, dem Tode entrissen und bewahrte es in sich als selige Knospe, in der es schlief und wuchs, bis es die Augen aufschlagen und sie „Mutter" nennen würde. Nur die leibliche Verwalterin des neuen

Lebens wollte sie sein, dessen seelische Mutter eine andere war.

Wenn sie von Zeit zu Zeit Helene Gontard besuchte, so saß sie fast stumm vor ihr und schaute sie an wie eine Heilige. Sie küßte ihr regelmäßig die Hand, wie sie es bei feinen Leuten gesehen hatte, aber Helene fühlte aus der Demut und Andacht, mit der es geschah, daß sie ganz andere Empfindungen dabei bewegten, und sie mußte, ohne von ihrem Zustand etwas zu ahnen, unwillkürlich daran denken, wie manche Frauen, wenn sie der Mutterschaft entgegengehen, sich in ideale Wesen und Gegenstände versenken, um sich mit Schönheit zu sättigen und ihr Gesetz dem eigenen Blute einzupflanzen.

Die dicken Kugeln der Wallnüsse fielen mit dumpfem Schlag auf den Rasen, und die grünen Schalen gaben das braune Gehäuse frei, das so merkwürdig einem menschlichen Hirne gleicht. Es fiel Helene nicht auf, daß Sidonia dem Hause fern blieb. Denn Wolf schuf an einem neuen Werk; und wenn er arbeitete, mußte sie ganz für ihn da sein.

Sie hatte es seit längerer Zeit sich vorbereiten sehen: Von den ersten Bleistiftstrichen, mit denen er Bewegungen von ihr festzuhalten begann, und flüchtigen in Kreide hingeschriebenen Notierungen, mit denen er einen Akt umriß oder eine Kontur

festlegte, bis zur Skizzierung des Aufbaumotivs und den letzten physiognomischen Studien, mit dem Wischer oder ein paar kräftigen Druckern des Tuschpinsels in kühnen Farbflecken hingesetzt.

Nun gingen die Arbeiter und Gehilfen im Hause ein und aus. Tonmasse wurde angefahren, Gerüste wurden gezimmert, Marmorproben gebracht, Modelle boten sich an, und die ganze geheimnisvolle Emsigkeit des Werdens flutete an Frau Helene vorbei. Wie immer in solchen Zeiten sprach Wolf kaum ein Wort, während seine Augen von innerem Licht leuchteten und seine Schläfenader, die sonst verdeckt lag, beständig in zackigem Spiel arbeitete. Diesmal hüllte er sich ganz in den Schleier des Geheimnisses, und Helene wußte nicht mehr von dem, was ans Licht wollte, als das, was er über eine Figur der Gruppe, zu der sie Modell sitzen mußte, zu ihr gesagt hatte. Sie sollte dabei eine Haltung annehmen — lautete seine Anweisung — als wenn ihr das Liebste, das sie sich denken könne, entgegengereicht würde, und sie öffnete ihm ungläubig die Arme. Aber daraus konnte sie so wenig erraten, daß sie nur noch mehr in die Schauer eines dunklen Entstehens hineingezogen wurde.

Es gehörte zu seiner Gewohnheit, oft mitten aus der Arbeit, ohne das Werkzeug aus der Hand zu legen oder den Lichtschirm abzunehmen, den er dann wie ein Mützenschild auf die Stirne zurück-

schob, in ihre Räume herunterzukommen, um nach einigen Augenblicken, während deren er nur stumm neben ihr saß und ihr bei der Arbeit zuschaute, in seine Werkstatt zurückzukehren. Diesmal trieb es ihn förmlich um. Sie empfand, wie er sie aufsaugte; jedes Wimperzucken, jeden Atem auf ihren Lippen, jeden Schatten, den ein Haar auf ihre Wange warf, registrierte; ihre Formen, ihre Bewegungen, jede Veränderung ihrer Miene als Baustoff in sich trank. Und die beständig auf sie gerichtete, sie durchschwängernde Gewalt dieses schöpferischen Webens band und fesselte sie so, daß sie sich heilig wurde, nicht allein, weil sein Werk in den Kreislauf ihres Blutes miteingeschlossen schien, sondern weil sie auch ganz hinüberschmolz in ihren Gatten zum Aufbau des werdenden Lebens, in das ihre Kräfte durch all ihre Adern und Fasern überströmten.

Um die Zeit, als sich das Gipsmodell unter dem Hammer, der die Hohlform zerschlug, herausgeschält hatte, stellte sich Georg Altmann öfter bei ihr ein, um ihr an den länger werdenden Abenden, wo sie allein über ihrer Stickarbeit saß, Gesellschaft zu leisten. Er blickte sie an wie ein treuer Hund, der ahnt, daß seine Herrin leidet, um so wehmütiger, da er sah, wie sie, das Luinigesicht mit den lächelnden Grübchen weich beschienen vom Lampenlichte, in ruhiger, nichtsahnender Heiterkeit ihre Seidenfäden zog . . .

Durch das Haus bebte ein neuer Ton; fern und gedämpft: Der erwachende Marmor sang. Sie hielten die Tür zu der Halle geöffnet, damit man durch das Treppenhaus herab die neue Musik des Meißels vernehme, der droben den Marmorblock formte. Und sie unterhielten sich dabei und lauschten in den Pausen . . .

„Sie brauchen wirklich keine Kinder" — sagte Altmann eines Tages und unterbrach sich mit erhobenem Finger, da der Takt der arbeitenden Meisterhand wieder einsetzte — „Sie haben Kinderglück genug . . ."

Helene, ernster als sonst, blickte nicht von ihrem Schoße auf. Denn das Geheimnis, das sie umschnürte, fing an, sie nachdenklicher zu machen. Erst nach einer Weile nahm sie seine Bemerkung auf und deutete die dunkle Art an, wie Wolf sie diesmal umkreise und etwas Unnennbares an ihr zu suchen scheine.

Da sprach Altmann etwas aus, was sie beängstigte. Indem er nämlich, um sie zu beruhigen, erklärte, daß die Schaffenden gleich den werdenden Müttern immer auf der Suche seien nach dem Schönheitsstoff der vollkommenen Dinge, fiel ihr ein, daß Sidonia eine Zeitlang ebenso um sie herumgegangen war, wie Wolf es tat, und daß sie denselben Gedanken, den sie jetzt aus fremdem Munde vernahm, selbst gedacht hatte, als das Mädchen

ihr zuletzt die Hände küßte. Und sie sah sich plötzlich zwischen beiden stehen im Bilde einer Brunnensäule, vor deren beiden Armen rechts und links Wolf und Sidonia knieten, die gehöhlten Hände unter den fließenden Röhren und den Quell trinkend, den sie selbst hüben und drüben spendete.

Sie raffte die Stickerei in ihrem Schoße zusammen und legte sie erregt neben sich. Während sie in die Lampe grübelte, erinnerte sie sich mit einemmal, daß Sidonia auch nicht gekommen war, als Wolf wegen einer Modellsitzung zu ihr schickte.

Aber als sie Altmann nun nach ihr ausforschen wollte, und dieser ihr mit vorbeugender Eile ins Wort fiel, daß man nicht nach ihr zu sehen brauche, da alles gut bei ihr stehe, geriet sie infolge seiner ausweichenden Redeweise in so große innere Bangigkeit, daß ihre Nasenflügel flogen.

Sollte sie zu ihr gehen?

„Vergiß nicht, was du dem Ideale schuldig bist, das du vorstellst," prägte sie sich ein, wie Wolf es sie gelehrt hatte. Und sie verschloß vor der unbestimmten Ahnung lieber gewaltsam die Augen, als sich in diesem Augenblick den Frieden rauben zu lassen, wo das ganze Haus ihn gebieterisch von ihr verlangte.

* * *

Sie zitterte vor Erwartung, als Wolf sie am Weihnachtstage stillschweigend an der Hand nahm und mit ihr zusammen die Treppe hinaufschritt, um sie ins Atelier zu führen.

Es war einer jener milden Tage, wo der Schnee, der morgens gefallen ist, in der Wärme der Mittagsstunde wieder taut; und der flockige Bausch auf den Baumästen fiel weich herab, Schneepolster rutschten von den Dachrändern nieder, und überall Tröpfeln von Schmelzwassern und Rinnen von Bächen . . .

Die Glaswand des Ateliers schnitt einen blauen Vorhang aus dem reinen Mittagshimmel und breitete ihn hinter der blendendweißen Marmorgruppe aus, die noch niemand gesehen hatte und Helenens weit geöffnete Augen nun schauten. Sie sah sich vor der biblischen Szene: Wie Jakobs Eheweib Rahel, weil Gott sie nicht mit Kindern gesegnet, ihre Magd Bilha Jakob zum Weibe gab, und Bilha nun das ihrem Schoße entsprungene Kind ihrer Herrin Rahel, die neben ihr saß, hinüberreicht mit den Worten: „Aus deinem Wesen ist es geboren." Aber während die Magd im Mutterschmerze zaudert, ihr Liebstes hinzugeben, und Rahel, zwischen Gram und Sehnsucht geteilt, die Frucht aus anderem Schoße hinzunehmen zaudert, bleibt das Kind unter den vier ausgestreckten Armen zwischen den beiden Frauen schweben, die Hände

ins Licht erhebend vor Lebenslust, daß Helene im ersten Augenblick seinen Jubel hätte mit hinausschreien mögen — aber der Schrei erstickte in einem Aufschluchzen, und sie sank wider Wolf zurück, der hinter ihr stehen geblieben war und sie mit festem Griffe aufrecht hielt. Denn Rahel und Bilha trugen ihre und Sidonias Züge, und der göttliche Knabe, dessen marmorner Körper, golden von der Mittagssonne durchleuchtet, vor ihr in der Luft schwebte, daß sie ihn mit stockenden Tränen in den Augen entgeistert ansah, war niemand anderes — als Sidonias Kind!

Sie stand nicht mehr vor dem Kunstwerk, sondern vor Wolfs großer Konfession. Und sofort mit der dumpfen Betäubung des ersten Schmerzes fing das Werk an, zu ihr zu reden, und offenbarte ihr, indem es sich leibhaftig vor ihr erhob, daß sich das gefürchtete Erlebnis, aus dem es emporgestiegen, von der Seele des Künstlers abgelöst hatte und in dem Steine aufgegangen war — keine größere Gefahr mehr für ihr Glück, als die Marmorgestalten, die stumm und unbeweglich vor ihr saßen.

Freilich, etwas hatte sie unwiederbringlich verloren. Etwas Feines, Duftiges zerrann, zart wie die unberührte weiße Flocke, die im Mittagsstrahl zerschmilzt und nur eine Tränenspur an dem feuchten Zweige zurückläßt: Ein Mädchenglaube, ein Kindertraum . . .

Aber dafür erhob sich etwas Starkes hinter ihr, gegen dessen hartes Recht es keinen Widerspruch gab. Der Mann, dessen Hand sie unerbittlich am Armgelenk hielt, als wollte er ihre Empfindungen nach seinem Willen bändigen und formen, war — ein Schöpfer. Und sie hätte sein bewundertes Werk gemordet, wenn sie nicht sich demütigen wollte vor seiner unergründlichen zeugerischen Macht. Der Gatte schrumpfte vor dem Schöpfer zusammen, und sie selbst ward vor seiner Gestalt, die riesenhaft hinter ihr aufzuragen schien, nur ein kauernder Schatten, arm und klein. Und sie fühlte mit dem Kleinen und Hilflosen. Und warf die Ehegattin von sich ab und ward ein Weib, ein hilfloses, sich opferndes Weib, das mit dem Weibe fühlt. Denn sie erriet, daß es ein Kind und eine Mutter gab, die einem Manne gleichgültig geworden und der mitleidigen Helferhand bedurften.

Sie löste sich langsam von der Betrachtung des schicksalvollen Steinbildes los und sagte, noch weich und träumerisch von dem Kampfe, den der Engel ihres Busens mit ihrem Leide geführt hatte: „Nun laß mich zu ihr gehn und ihr beistehn in ihrer schweren Stunde ..."

Da gab Wolf, während der ganzen Zeit nur der wunden Seele seines Weibes hingegeben, ihre festgehaltenen Arme frei, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sagte, durch ihr Wort an seine

Härte gemahnt: „Seltsam! Eine andere ist es, der wir verdanken, daß die große Weihnacht für uns gekommen ist ... Und du erinnerst mich daran ..."

„Ist nicht auch mir ihr Kind geboren?" fragte sie, seinen Augen nahe.

„Wir sind dem Tod entrissen ... Der ganzen Menschheit geboren ist jedes Kind ..."

Priesterlich beugte er sich zum Kusse auf ihren blonden Scheitel.

An der hohen Weihnachtstanne in der Mitte der Halle entzündeten sich die Kerzen am hellen Tag.

Gräfin Loretta

Durch ganz Deutschland ging ein Kichern . . .

Es war jenes Deutschland, wo statt eines Kaisers eine Puppe auf dem Throne saß; wo die Reichsfürsten regierten, wie man eine Jagdpartie beschließt; wo sich jede Stadtrepublik durch eine chinesische Mauer von der andern schied; die Edelsten der Nation als Blutzapfer an den Wegen lauerten; und keine leitende Idee das auseinanderfallende Staatsgefüge mehr verkittete, sondern Faust sich gegen Faust erhob.

Auf einem solchen Boden gedeiht zwar kein Volk; desto üppiger aber schießen die Individualitäten auf. Und den mangelnden Gemeinsinn muß die Freude am Ungewöhnlichen ersetzen. So gesund aber war die Christenheit noch, daß über den beherzten Streich der Gräfin Loretta ein Lachen durch alle Lande ging.

Graf Heinrich von Sponheim, ihr Gatte, der siech aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war, lag noch nicht länger im Kloster Himmerode begraben, als der Same der Burglinde, den er mitgebracht aus geweihter Erde, dazu gebraucht hatte,

um die ersten grünen Laubfähnchen zu treiben. Aber wenn der heilige Bernhard die Nachtigallen von der Grabesstätte, wo Loretta ebenfalls einmal ruhen sollte, auch vertrieben hatte, so ließ sie sich die Freude doch nicht aus ihrem Leben bannen, obwohl Erzbischof Balduin von Trier, der mächtige Kurfürst, ein Mann, der drei Kaiser auf den Thron erhoben, der jungen Witwe, die als Vormünderin dreier unerwachsener Söhne auf der einsamen Burg zurückgeblieben war, die Fehde angesagt hatte.

Er errichtete im Birkenfeldschen, auf sponheimischem Grund, einen burglichen Bau, wie schon viele seiner Trutzfesten an der Lahn, in der Eifel, auf dem Hunsrück, im Westerwald und an der Mosel emporgewachsen waren, und ließ von dort aus in einem täglichen Krieg, der größten Plage für ein Land, sengen und brennen, plündern und morden. Und als auf einer der endlosen Streifereien, bei denen er Vieh, Güter und Leute der wehrlosen Witwe entriß, sein Mann, der Wildgraf von Kyrburg, von dem zusammengeschmolzenen Häuflein der Gräfin gefangen weggeführt wurde, ergrimmte der kriegerische Herr des Kurstaates, der in allen Kabinett- und Feldschlachten zu siegen gewohnt war, dermaßen, daß er sich anschickte, seinen ganzen glänzenden Lehenshof aufzubieten und mit Hilfe seiner berüchtigten Brand-

leitern, Minengänge, Schleudermaschinen und Wandeltürme der Gräfin auf ihrer Moselfeste Starkenburg den Fangstoß zu geben.

Da lief auf einmal ein Kichern durch die Lande...

Der stärkste Mann des Reiches, der Bruder eines deutschen Kaisers und Oheim des Königs von Böhmen, dieser Mann, der Kronen austeilte, der mit Fässern voll Gold und Silber auf die Römerfahrt zog, der gefürchtete Burgenbrecher und Meister französischer und italienischer Kriegskunst, der stellvertretende Regent Deutschlands, das gesalbte Haupt, dessen Kreuzesbanner seit der Sporenschlacht allen Heeren voranflatterte, dieser Gewaltige, der nicht nur Könige, sondern Weltgeschichte machte — wurde von einem Weibe gefangen.

Und das ging also zu.

Da die arg bedrohte Gräfin sah, daß sie der Übermacht ihres Gegners nicht gewachsen war, wich sie dem vernichtenden Schlage aus, indem sie einen Waffenstillstand schloß, um eine günstigere Gelegenheit zur Abrechnung mit dem gefährlichen Feinde abzuwarten. Als sie bald darauf durch ihre Kundschafter in Erfahrung gebracht hatte, daß der Erzbischof mit wenigen Begleitern auf seiner Yacht von Trier nach Koblenz die Mosel hinabfuhr, schien ihr die Stunde zum Handeln gekommen, und nach eiliger Beratung mit ihrem treuen Feld-

hauptmann Volker von Starkenburg und Bertram von Vaucouleur, ihrem Schreiber, stand der verwegene Plan fest.

Am Fuße der schroffen Ley, über der die Starkenburg thront, schiebt sich das mit Weidenbüschen bewachsene Vorland der Portswiese in die Mosel. Dahinter hat sich die Flut ein unergründliches Bett gewühlt, wo das Wasser in geheimnisvollem Wog stille zu stehen scheint. Hier wurde eine starke Eisenkette unter dem Wasserspiegel von Ufer zu Ufer gespannt. Reisige wurden in dem Buschwerk der Landzunge versteckt, und in der verborgenen Bucht lagen ihre Nachen in Bereitschaft . . .

Amselschwatz flötete von den ginstergelben Schieferhängen, und die Weißlinge sogen, wie sie es in der Mittagshitze zu tun pflegen, in dichtgedrängtem Kranze am feuchten Uferschlamm, als die kurfürstliche Lustyacht, das Deck mit purpurnem Zelttuch überspannt, um die Flußbiegung herumgeschwommen kam. Kein Lüftchen regte sich.

Wie schöpferische Geister gern das Schifflein treiben lassen, wo die Welle es hinträgt, damit die Gedanken um so bequemer ihre eigenen Wege wandeln können, und von Werken und Plänen nur ausruhen, indem sie zu neuen Plänen und Werken übergehen, so entwickelte der dahinschaukelnde Kirchenfürst seinen Geheimschreibern Wicker und Scholer, die er ebenfalls mit an Bord genommen,

ohne auf seine Umgebung zu achten, wie er die Pergamente seines reichen Staatsarchives, illuminiert mit kunstreichen Miniaturen und Initialen, zu einer Chronik des Zeitalters zu verarbeiten gedachte. Bei seiner Kurzsichtigkeit, einem Erbfehler aller Angehörigen des Luxemburger Hauses, bemerkte er nicht, wie dabei ein Flaggenzeichen mit dem sponheimischen Würfelbanner von dem Lugtürmchen der Burg ins Tal hinab signalisiert wurde. Bis die glatte Wasserfläche auf einmal vor seinen sehenden Augen aufriß und die angezogene Sperrkette die Gefahr zeigte, in die man hineinfuhr. Zu spät. Denn sowie der Fluß abgeriegelt war, brachen die bewaffneten Nachen aus der Weidenbucht hervor — und der gewaltigste Kriegsfürst der Zeit war gefangen und wurde samt seinem Gefolge den steilen Felsenpfad hinauf vor seine Überwinderin geführt.

Etwas Unerhörtes war geschehen. Deutschland war in seinem mächtigsten Sohne, dem reichsten unter den Fürsten, einem Sproß des luxemburgischen Kaiserhauses, zu Fall gekommen.

Aber da Deutschland nur von Deutschland bezwungen werden konnte, so mußte die siegende Kraft wiederum Deutschland sein: Ein neues Deutschland, das über das alte triumphierte. Ein Weib hatte es vollbracht. In aller Stille, im sommerlichen Schweigen einer unbelauschten Mittags-

stunde, war es vor sich gegangen. Mit dem lautlosen Flügelschlage der Schmetterlinge schwebte der neue Gedanke in die Welt. Und durch das ganze Reich lief ein Raunen und Kichern.

Natürlich durfte der Papst nicht säumen, gegen jemand, der Hand gelegt an einen Gesalbten des Herrn, den Bannstrahl zu schleudern. Natürlich rief die Geistlichkeit, die sich in dem, ihrem Oberhirten angetanenen Schimpf gekränkt fühlte, von den Kanzeln zu den Waffen. Natürlich ließ das Domkapitel die Zungenkünste seiner diplomatischsten Pröpste, Dechanten und Archidiakone spielen, um die Befreiung des Kirchenfürsten zu erreichen. Die Städte des Trierer Stifts sandten natürlich ihre reitenden Boten mit Fehdebriefen auf der Spitze des Speers. Natürlich rasselten Burgmannen, Lehensleute, alle ritterlichen Vasallen und Verbündeten des hohen Würdenträgers ohrenbetäubend mit den Harnischen. Sogar König Johann von Böhmen fuchtelte mit dem Schwert. Natürlich, natürlich. Aber in keinem der hohlen Kürasse, die da lärmten, steckte ein Mann. Wo war ein Mann? Wo war jemand, der Gut und Blut für den gefangenen Lehensherrn einsetzte? Hinter keiner der lauten Drohungen marschierte ein Heer. Es schien, als wenn das allgemeine Lachen auch dem Stärksten das Schwert aus der Hand schlüge. Ein unheimliches Jubeln war es, als hätte

sich Loretta mit ihrem kühnen Handstreich die Herzen des ganzen Volkes gewonnen. Ein Frohlocken, bei dem es den Nachdenklichen wie Schuppen von den Augen fiel, weil der revolutionäre Geist, der in dem Beginnen der Gräfin zum erstenmal vernehmlich redete, etwas in der Volksseele vorbereitet fand, an das man nicht rühren durfte.

Der Burggraf von Hammerstein, der dem Erzbischof das Banner zu tragen verpflichtet war, mußte von seinen Dienstmannen sogar hören, daß er keinen im Volke finden würde, der ihm gegen die Gräfin folgen werde, oder der sich nicht darauf freuen würde, den harten Eisenkopf im hermelinverbrämten Kurfürstenhut den Eselsritt durchs Land machen zu sehen, den man sonst über denjenigen verhängt, der den Schimpf von Weiberschlägen auf sich geladen hat.

So stand denn alles tatlos beiseite, als hätte die über Nacht so mächtig gewordene Gräfin nicht nur ihrem Gefangenen, sondern zugleich auch seinem ganzen Anhang die Hände gefesselt.

Doch wie jede Verlegenheit, so nahm auch diese eine andere Wendung, als Menschenermessen erwartete. Bald zeigte sich nämlich, daß der Erzbischof den Lauf der Dinge keineswegs tadelte, sondern, während seine Freunde die Faust noch in der Tasche ballten, längst mit seinem Gefängnis ausgesöhnt und mit seiner Feindin einig war. Er

selbst richtete die Bitte an den heiligen Stuhl, die Burgfrau zu absolvieren und von dem päpstlichen Bannfluch zu lösen. Er gelobte, die unselige Zwingburg im Birkenfeldschen zu schleifen und die Gräfin nimmermehr binnen ihrer Herrschaft mit einer Befestigung zu überbauen. Entschädigte sie für alle Wässer, Wälder und Hintersassen, die er ihr geraubt hatte. Verhieß ihr und ihren Kindern, daß er ihnen nie mehr Ladebriefe senden oder den Bann über sie verhängen werde. Setzte ihr ein Lösegeld von elftausend Pfund Silber aus, mit dem sie sich einen eigenen Witwensitz erbauen und ihren Kindern das Erbe aufbessern sollte. Ließ König Johann, elf Grafen und Edle samt den fünf größten Städten des Erzbistums zu ihrer Sicherheit mitsiegeln. Befestigte die Sühne auch noch durch Verpfändung von sechs trierischen Burgen. Und hing schließlich sein eigenes Siegel neben das ihrige unter einen Freundschaftsvertrag, nach dem sie sich gegen jedermann immer verbundene Helfer sein wollten.

Ein schallendes Gelächter ging durch das Land ...

Schon zweimal hatte sich der priesterliche Recke nämlich von Frauentränen die gepanzerte Brust erweichen lassen; einmal, als er Burg Eltz und einmal, als er Kastellaun belagerte. Nun bezahlte er sogar seine Haft mit teurem Minnesold — behauptete die Stimme des Volks. Doch was sind die Er-

klärungen der Welt! Ihre groben Urteile passen auf alles. In der Schattierung aber liegt die Erkenntnis. Wahr ist nur so viel, daß hier ein Weib nicht nur des Kriegers, sondern auch des Menschen Herr wurde. Aber nicht etwa durch einen Triumph, der einen Stachel hinterläßt und den Grund legt zu neuer Fehde, sondern durch jenen göttlichen Sieg, bei dem auch der Besiegte lächelt.

Und dies kam so.

Als der atemlos erwartete Hornstoß des ausspähenden Wächters endlich von der Zinne des Wartturms schmetterte, zum Zeichen, daß sich der rote Kurfürstenhut inmitten der gräflichen Dienstmannen in der Tat vom Flußtal zur Burg heraufbewegte, umhalste die Gräfin im Glück über den gelungenen Anschlag ihre drei Knaben, die ihre Mutter in stürmischer Mitfreude dabei herumrissen, mit einer einzigen Umarmung. Aber als die Schar der Reisigen mit ihrem Sang den Burghof betrat, ergriff sie sofort Mitleid mit der gedemütigten Größe, und sie gebot dem Jubelgeläute der Kapellenglocken Einhalt . . .

Es herrschte feierliches Schweigen, und die Schwalben schwirrten stumm um die Türme, als die schöne Frau dem hohen Herrn auf der Freitreppe des Wohnhauses, ihre Schleppe aufnehmend, entgegenschritt, und da sie das Mit-

gefühl mit seinem Unstern auf irgendeine Weise kundtun wollte, ihm mit den scherzenden Worten lächelnd die Rechte darbot:

„Ich danke Euch, daß Ihr uns die Ehre Eures Besuches erweist."

Der Kurfürst, zu beleidigt, um die dargereichte Hand zu ergreifen, aber bei der befremdenden Begrüßung auch sofort schwankend, ob ihn nicht ein böser Traum genarrt habe, entgegnete erstaunt:

„So geschah die Gewalttat nicht auf Euer Geheiß?"

„Ihr seid mir von Herzen willkommen," lächelte Loretta mit graziöser Verbeugung.

„Ihr werdet mich also entlassen und den Waffenstillstand nicht verunglimpfen," befahl er mit halber Frage.

Unwillkürlich traten ihre drei Knaben, die sich ehrfürchtig im Hintergrunde hielten, bei dem scharfen Tone näher zu ihr heran. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern, sondern lächelte in unbeirrbarer Höflichkeit:

„Die Palme in der Hand ist uns lieber, als die Friedenstaube auf dem Dache."

Eine der spielenden Schwalben flitzte dabei so dicht an ihrem Gesicht vorüber, daß es schien, als hätte sie Loretta das Lächeln vom Munde gehascht und risse es als eine Kette von Silberlauten weithin durch die Lüfte.

Wenn der Kurfürst einen Augenblick an den Absichten Lorettas gezweifelt hatte, so glaubte er sich jetzt obendrein auch noch genasführt und machte eine energische Wendung, wie jemand, der es für unter seiner Würde hält, ein weiteres Wort zu verlieren, und entrüstet davonschreiten will. Aber er blieb in der halben Wendung unschlüssig auf der Treppenstufe stehen, sich nun erst bewußt, daß das Tor für ihn verschlossen war. Bleich vor Zorn über seine Ohnmacht, die in so wahnwitzigem Widerspruch mit den wahren Kräfteverhältnissen stand, packte er den Saum seines schwarzen Talars mit der Faust, und noch einmal die ganze Majestät seiner Persönlichkeit aufpflanzend, herrschte er mit drohender Selbstbewußtheit:

„Eine Gräfin von Sponheim wagt es, den Kampf mit Kaiser und Reich aufzunehmen? ... Muß man Euch erinnern, wer vor Euch steht?"

Da legte Loretta beide Arme rechts und links um die Schultern ihrer drei Blondköpfe und entgegnete, in ihrer Mitte stehend, mit schlichter Sicherheit:

„Die Gräfin von Sponheim stellt sich jedem gleich, der sterblich ist wie sie."

„Sie nimmt es für ihre Kinder mit dem Teufel auf" — setzte sie, den Kleinen in die Augen lächelnd, hinzu.

Der Angeredete kochte, durch den leichten Ton seiner Gegnerin, an der alle seine Machtmittel ab-

prallten, aufs neue im Innersten aufgewühlt. Durch die Reihen der herumstehenden Burgmannen aber ging bei den Worten ihrer Herrin ein ehrerbietiges Beifallsmurmeln, bei dem der Gefangene herumfuhr und die Versammlung mit vernichtendem Blicke maß, während die große Hofdogge bei der entstandenen Bewegung wedelnd durch die Männergruppen schritt. Sie kam auf die fremde Erscheinung im bischöflichen Talare zu, beschnüffelte sie gleichgültig, schob sie beiseite, als wenn sie Luft wäre, schritt verächtlich an ihr vorüber und legte sich wie ein Steinbild gemächlich ihrer Herrin zu Füßen.

Das kurfürstliche Gefolge senkte den Blick zur Erde.

„Nun, Deutschland hat noch Heere," sagte der Priester endlich, indem er sich trotzig aufreckte.

„Ich habe mehr," war Lorettas schonende Entgegnung, bei der sie den Blick mit ihrem Rätsellächeln auf ihm spielen ließ.

Aber da er sie mit herausforderndem Stirnrunzeln verständnislos anfunkelte, hielt sie nicht länger mit der Sprache zurück.

„Was ich habe?" fragte sie und verneigte sich vor ihm. „Ich habe — Deutschlands Kopf."

Ein Schwalbenhaufen schüttete ein ganzes Silbergeläute durch die Luft.

Der Gefangene zuckte zusammen und sagte barsch abbrechend: „Führt mich in mein Verlies.“

Freundlich geleitete ihn Loretta, unter Vorantritt des Hausvogts, durch viele reichbeschlagene Türen. Sie führte ihn in den kunstvoll geplätteten Herrensaal, in das teppichbelegte kühle Schlafgemach und zuletzt durch eine mit Schweinsleder bekleidete Spitzbogentür in die hochgewölbte Bücherei. Doch als sie ihn mit der ganzen Flucht der Räume bekannt gemacht hatte und nun stehen blieb, um sich zu verabschieden, sagte der Kurfürst, im Begriffe weiterzugehen, unwirsch: „Um mein Gefängnis bitte ich.“

„Ihr seid darin ... Die ganze Burg steht Euch zu Dienst.“

Ohne ein Wort des Dankes verharrte er in seinem feindseligen Schweigen.

Da zuckte sie die feinen Schultern und sagte: „Gott hat Euch hergeführt ... Nicht ich.“

Ohne eine Antwort zu geben, warf er den Riegel hinter ihr zu.

* * *

Der Keulenschlag der ersten Betäubung ist noch nicht das ganze Schicksal. Erst wenn unter seinen Auswirkungen der unbehinderte Gang des Daseins überall in den Sackgassen des Verzichtes und den verschütteten Schächten unserer Hoffnungen endet,

überschauen wir, was uns betroffen hat. So erfuhr auch Erzbischof Balduin erst allmählich, daß es mit seiner Gefangenschaft, die ihm wieder und wieder als eine Sinnestäuschung erscheinen wollte, bitterer Ernst war, und daß er vergeblich an seinen Ketten riß.

Was ihn dabei hauptsächlich verwirrte, war die Koboldnatur der Burgfrau, bei der niemand erraten konnte, was sie im Ernst oder im Scherze meinte. Während sie ihre Knaben und das Burggesinde anhielt, ihm mit tiefster Ehrfurcht zu begegnen, schien sie selbst seiner beständig zu spotten, da sie seines Grolles ungeachtet das steinerne Krüglein auf dem Fenstersims seines Wohngelasses täglich mit frischen Blumen füllte und, obwohl er es sogar abgelehnt hatte, an derselben Tafel mit ihr zu speisen, seinen Tisch mit ihren besten Vorräten bestellen ließ. Trotzdem sie nie eine Antwort von ihm bekam, redete sie den Unversöhnlichen unentwegt mit ihrem holdesten Lächeln an, wenn sie ihm, von ihren Pfauen begleitet, in dem zierlich abgestuften Würzgärtlein begegnete. Sie kniete jeden Morgen in ihrem Betstuhle, wenn er in der Kapelle das heilige Meßopfer darbrachte. Man hörte sie zu jeder Stunde wie eine Turteltaube lachen, und doch ging in der silbernen Ampel, die zum Gedächtnis ihres verewigten Gatten brannte, das rote Licht nicht aus. Sie ließ einen der grauen Mönche

von Cisterz täglich um Frieden beten und hielt zur selben Zeit einen Großen des Reiches in Haft. Einmal fand Balduin den Frauenlob auf seinem Arbeitstische liegen als zarte Andeutung seiner Unritterlichkeit; einmal den Freidank mit einer eingeschlagenen Stelle, mit der sie eine ähnliche Nutzanwendung verfolgte; ein andermal den Meister Eckhart; und so gab es täglich eine neue Schelmerei.

Alles das verstand er nicht: Ein Mann, der nicht einmal duldete, daß man seinen Feind narrte, und einst einen Bänkelsänger, der dies tat, mit den Worten von seinem Hofe jagte: „Der Großen soll man nicht mit Schimpf gedenken."

Aber wenn er in dem Verhalten der lachenden Gräfin auch nur die Launen eines leichtfertigen und oberflächlichen Sinnes zu erkennen glaubte, so verlieh es ihm doch zugleich einen Schein von Freiheit. Freilich einen trügerischen. Denn als er sie, von ihrer Freundlichkeit verführt, eines Tages darum angehen ließ, seinem Sekretär, der sie doch nicht befehdet habe, die Tore zu öffnen, ließ sie ihm durch einen einfältigen Boten, der den Scherz nicht merkte, ganz ernsthaft melden: sie werde sein Gesuch an die Bürger von Kochem weiterleiten, die einst die gefangenen Maulwürfe, um völlig sicher vor ihnen zu sein, lebendig begraben ließen.

Auch als er ein zweites Mal für seinen Protonotarius Wicker freien Abzug begehrte, zur Vor-

nahme wichtiger Staatsgeschäfte, lachte sie nur und ließ ihn bescheiden: daß auf der Burg wichtigere Staatsgeschäfte auf ihn warteten.

Er begriff allerdings, daß seine Befreiung nun allen anderen Dingen vorging. Aber wie sie erreichen? Mit Spannung erwartete er die Stunde, da man die Burg in Verteidigungszustand setzen würde. Doch die Waffenkammern blieben geschlossen. Keine Schleudermaschine ward auf die Plattform eines Turmes hinaufgewunden; nicht Stein noch Stamm zur Überhöhung der Mauern angefahren; nicht um einen Mann die Besatzung verstärkt. Und in der Tat blieb jedes Entsetzungsheer aus. Was sollte es auch! Er war eine so sichere Geisel, daß Loretta nach den ersten Kampfansagen lustig ans Tor anschlagen ließ: „Hier werden weitere Fehdebriefe angenommen." Ja, sie machte sich sogar den Spaß, ihm die siegelbehangenen Rollen jedesmal mit den Worten aushändigen zu lassen: „Wieder einer, der mich verleiten will, Euch den Kopf von der Schulter zu trennen."

So hinderte noch der Schein seiner Macht — als gösse auch das Schicksal die volle Schale des Hohnes über ihn aus — seine Befreiung, nachdem er der Macht völlig entkleidet war. Da blitzte in einem hellseherischen Augenblicke die Ahnung in ihm auf, daß der an ihm verübte Frevel kein gewöhnlicher Rechtsbruch war, der sich wieder heilen

ließ, sondern auf einem Umschwung der Welt beruhte. In der Sprache, die man mit ihm führte, fühlte er den neuen Zeitgeist wehen, einen unadeligen Geist, der nicht mehr dulden wollte, daß das Volk für seine Fürsten da sei, sondern ein Eigenleben für den Menschen forderte und an der hochgestellten Persönlichkeit nur achtete, was nach Abzug aller Insignien und Vorrechte der Fürstenschaft an natürlichem Feingold übrig blieb. So sehr ihm dieser unausgegorene, über alles lachende, freche Geist zuwider war, so mußte er ihn doch anerkennen. Denn er stand leibhaftig vor ihm und hieß: Loretta von Sponheim!

Der alte Geist, der ihn auf seine Macht pochen ließ und ihn in Sicherheit wiegte, hatte ihn in die Gefangenschaft geführt. Allein, wenn Gott dies wirklich wollte, wie man ihm entgegengehalten, so hatte er ihm damit nur eine Prüfung zugedacht. Und aus keinem anderen Grunde war er auch just dieser Teufelin in die Hände gefallen, die ihn mit allen Verführungskünsten weiblicher Unberechenbarkeit zu umgarnen suchte, wie ihm schien.

So stand er nun, des Übergewichtes beraubt, das ihm Rang und Fürstenwürde verlieh, als Mensch dem Menschen gegenüber. Jetzt mußte es sich zeigen, ob er sich bei der neuen Machtprobe als ein von Gott gefürsteter Mann bewährte. Freilich bis zu dem Grade führte er die mensch-

liche Gleichheit nicht durch, daß er auch das auf beiden Seiten verübte Unrecht gleichstellte und als gegeneinander aufgehoben ansah. Sondern während Loretta ihn ehrte, als stünde keinerlei Schuld zwischen ihnen, setzte seine nachtragende Natur allen Freundlichkeiten der vermeintlichen Gauklerin das beharrliche Schweigen und die grimmige Miene der gekränkten Würde entgegen und konnte sich nicht dazu überwinden, anders als durch Boten mit der Burgherrin zu verkehren.

Allerdings zog er dabei den Kürzeren . . .

Als er eines Abends die bis auf den Dorn des Leuchters herabgebrannte Kerze gelöscht und sich eben zur Ruhe gelegt hatte, ertönte in dem benachbarten Büchergewölbe eine eigentümliche Stimme aus dem Dunkel. Er richtete sich auf und glaubte seinen Namen zu vernehmen. Da die geisterhaften Laute je nach einer Weile fortfuhren zu rufen, tastete er nach der Kerze, und nun unterschied er deutlich, wie es in tiefem Basse herankam: „Moze nicht, Balduin." Kaum seinen Ohren trauend, öffnete er die Seitentür und hob den Kerzenhalter in die Dunkelheit des Raums. Niemand war zu erblicken. Er hatte aber kaum die Durchgangstüre wieder angelegt, als es abermals erscholl: „Moze nicht, Balduin" — langsam und dumpf, wie man Kinder mit verstelltem Ton vor einem Brummbären gruseln macht. Wieder und wieder das Ge-

nach ableuchtend, entdeckte er endlich den Papagei, den Loretta abgerichtet und mit seinem Bauer hinter dem gezackten Rauchmantel des Kamins versteckt hatte.

Aus allen Ecken schien es zu kichern, und den verblüfften Staatsmann erfaßte die Verlegenheit des brotzelnden Geistes, dem gegenüber dem überlegenen Humor eines freieren Gemütes seine eigene Kleinlichkeit beschämt. Er stampfte mit dem Fuße auf, und irr an sich und unsicher vor der unheimlichen „Königin der Hölle“, wie er die lachende Gräfin nannte, beschloß er, seiner Würde einen Stoß zu geben und sich mit dem Wildgrafen von Kyrburg, seinem Lehensmann, zu verbinden, der länger als er auf der Burg in Haft, dem Rätsel des ränkevollen Weibes schon auf die Spur gekommen sein mochte, und mit ihm über ein Mittel zu beratschlagen, der gemeinsamen Feindin Schach zu bieten.

* * *

Alle Feindschaft beruht auf Irrtum. Wenn die Menschen sich kennen und verstehen würden, gäbe es keinen Haß zwischen ihnen, und wer das wahre Angesicht seines Feindes einmal gesehen hat, wenn er mit friedlichen Zügen auf der Bahre liegt, versteht nicht, warum er ihn im Leben mit seinem Grolle verfolgte. Denn die Liebe ist der natürliche

Zustand unter denen, die einer wie der andere sterblich sind.

Welcher Priester aber verstünde das Weib!

Wildgraf Friedrich war ein Mann, der sich am wohlsten fühlte, wenn er in den Forsten der Winterhauch und des Soons dem Weidwerk nachging. Die Jagdhunde der Gräfin sprangen, als er eingebracht wurde, mit Freudengebell an ihm hoch, und die drei Knaben Lorettas waren sofort seine Freunde, weil sich sein Roß in dem Marstall losriß und ihm bis auf die Freitreppe des Herrenhauses wie ein Lämmchen nachgelaufen kam. Sein rötlicher Bart war wie das Brombeergestrüpp seiner Wälder. Aber der goldene Tropfen aus den Mosellagen der sponheimischen Weingärten, den Loretta dem Gefangenen kredenzte, schmeckte ihm deswegen doch besser als die Schlehen des Hunsrücks. Er war keiner der ritterlichen Weiberknechte, die sofort Räder schlagen, wenn sie einen Schürzenbändel sehen, sondern liebte die Frauen auf eine ganz unmodische Weise, mit einer Art von begierdelosem Wohlgefallen: als Kinder, als die Jugend der Welt. Mit Volker von Starkenburg, dem getreuen Rat der Gräfin, schloß er deswegen Freundschaft, weil dieser seine Tochter, die wie eine Heckenrose blühte, nach seiner Herrin Loretta genannt hatte. Und wenn die beiden Männer beim Weinkruge zusammensaßen und, ohne Gelehrte zu sein, mitein-

ander philosophierten, so klangen der Burgfrau jedesmal die Ohren.

Sie klangen ihr auch, als der Erzbischof eines Abends auf der kissenbelegten Bank der Fensternische saß, um beim Fackelschein mit Friedrich von Kyrburg geheimen Kriegsrat zu halten. Nachdem der gekränkte Fürst seinem Lehensmann nämlich das Bild der verräterischen, ränke- und buhlsüchtigen Teufelin entworfen hatte, wie es seinen Augen sich darstellte, lachte der Wildgraf Tränen. Er lachte so unbändig, daß der Kurfürst erschrak, als wenn er einem Ausbruch des Wahnsinns beiwohne, und es dauerte eine gute Weile, bis der vom Lachhusten Geschüttelte so weit seiner mächtig war, daß er mit überlaufenden Augen schließlich herausprustete: „Das soll Loretta von Sponheim sein! Unsere Lachtaube Loretta von Sponheim!"

„Aber im Ernst" — sagte er zuletzt mit ganz heiser gewordener Stimme — „Königin der Hölle nennt Ihr sie, Königin des Himmels sollte man sie heißen, wenn das nicht Maria selber wäre . . ."

Und nun entwickelte er seinem verbitterten Lehensherrn ihr ganzes Tun und Treiben aus seiner wahren Quelle: der lauteren Quelle ihrer sprudelnden Heiterkeit. Und erklärte ihm: Wie das abgründige Himmelsblau den Sang der Vollkommenheit sänge, so tue es auch ihr ewig blaues Gemüt, das sie hoch

über die unerlösten anderen Christenmenschen stelle, die eben deshalb geborstene Glocken und Kümmerlinge blieben, weil sie in Selbstabtötung und Sehnsuchtsqual ewig nach jenen Tugenden ringen müßten, von denen sie nicht einmal etwas wisse, da die kristallene Wohlgeordnetheit ihres Inneren sicher auf ihrem schimmernden Grunde aufgebaut sei. Wenn aber irgendwo, so wohne Gott in allen heiteren Dingen, im Vogellied, im Lindenduft und Wellenspiel; und so habe er, fern allem Griesgrämigen, Galligen und Giftigen, auch nur in einem lichten Herzen sein Element und die Gräfin darum in immer gleichbleibender, sehnsuchtsloser, in sich selbst seliger Fröhlichkeit zu seinem Wohlgefallen sich erschaffen.

„Bisher schien uns das Lachen Sünde," schloß der Anwalt der Verkannten. „Dieses Lachen müßt Ihr heilig sprechen. Es ist frommer, als unser sauertöpfischer Ernst."

Der Kirchenfürst, durch solche Worte unangenehm an die neue Lehre der Mystiker erinnert, glaubte halb zu verstehen, warum ihm Loretta seinerzeit den Meister Eckhart heimlich auf den Tisch gespielt, und schüttelte prüfend den Kopf. Aber da jeder starke Glaube überzeugt, so wurde er unwillkürlich zurückhaltender und berief sich zum Gegenzeugnis zunächst nur auf die ruchlose Zunge der Missetäterin.

Doch der Wildgraf schnitt ihm sofort das Wort ab mit dem Einwand, der untrüglichste Spiegel für die Gesinnung der Eltern liege in dem Verhalten der Kinder, und wenn ihm Lorettas Knaben Ehrerbietung bezeugten, so verspüre er darin den Geist, den sie bei ihrer Mutter geatmet.

Mochte dem so sein. Denn die Anklage des Erzbischofs gründete sich auf schwereren Frevel. Selbst die Bannbulle des Statthalters Christi hatte die Verstocktheit des triumphierenden Weibes nicht zu brechen vermocht.

„Allerdings," entgegnete der Verteidiger ironisch. „Ein arger Frevel ist begangen. Denn wenn der Blitz vom Himmel fährt, muß die sündige Erde sich beugen. Wer aber war hier die Erde und wer der Himmel, frage ich?"

Und ohne sich durch den matten Verweis über seine ungebührliche Sprache beirren zu lassen, erzählte er, was der Graf von Sponheim, da er fühlte, daß er den Weg alles Fleisches gehen werde, als seinen letzten Willen testiert habe. Ein Himmeroder Mönch sollte künftig die Burgkapelle bedienen, aber nicht um Seelenmessen für ihn zu zelebrieren, sondern in einem ewigen Gebet die tägliche Fürbitte an den Herrn zu richten, daß seine geliebte Gattin Loretta nicht um ihn traure, sondern daß Gott ihr das glückliche Lachen erhalte, ohne das er im Grabe keine Ruhe finde, und das

statt der Nachtigallen, die von der Grabesstätte vertrieben seien, ewigen Frieden und Frühling um ihn breite. Denn in ihrem Lachen singe die Welt.

Der Erzbischof, noch unsicherer werdend, da er sah, wie Lorettas Wesen überall nur Liebe erweckte, ließ das Gespräch fallen und fragte, mehr bedauernd als anklagend: „Warum hat sie den Waffenstillstand gebrochen!"

„Das müßt Ihr sie selber fragen ... Sie läßt den Mönch in ihrer Kapelle um ewigen Frieden beten," antwortete der Wildgraf dunkel.

Der Kurfürst wandte sinnend den Blick aus dem Fenster, und es wurde plötzlich so still, daß man die Burgmühlen drunten im Ahringsertale rauschen hörte.

Aber der Wildgraf, durch die offensichtliche Wirkung, die sein Wort getan hatte, ermutigt, unterbrach das Schweigen und hielt seinem Herrn nun seinerseits die Härte vor, der Gräfin kein Wort zu gönnen und sie mit hartnäckiger Verachtung zu strafen, womit er sich übrigens selbst am meisten schädige, da sich jemand, aus dessen Odem und Wesen die brennende Gottesflamme rausche, nicht aus den Kirchenvätern studieren, sondern nur im Austausch des Lebens ergründen lasse. Was aber ihn angehe, so hätte er eher seinen Lehenseid gebrochen, als gegen die Gräfin ge-

fochten, wenn er vorher gewußt hätte, was er jetzt wüßte. Gleichwohl schulde er dem Kurfürsten Dank dafür, daß er ihn zur Fehde aufgerufen. Denn ohne die Fehde wäre er nicht in Gefangenschaft geraten. Und ohne die Gefangenschaft hätte er nicht erfahren, wie Loretta von Sponheim lachen könne. Und ehe er vor Loretta von Sponheim gestanden, hätte er nicht gewußt, was ein rechtes Weib bedeute. Und ohne das rechte Weib zu kennen, wäre ihm nicht aufgegangen, wie weise Freidank gesprochen, als er sagte:

Von Freude Frauen sind genannt.
Ihr Freude freuet alle Land.
Wie wohl der Freude kannte,
Der Frauen zuerst sie nannte ...

Der Kurfürst erhob sich, als schüttelte er eine lähmende Unschlüssigkeit ab, legte die Hand an sein goldenes Brustkreuz, das im zischenden Aufrauschen der abbrennenden Pechfackel erglühte, und sagte befreit:

„Wir wollen an den Menschen glauben!"

„Hört sie an ... Fragt ... Redet ... Ihr Freude freuet alle Land ..." wiederholte der scheidende Advokat der Gräfin noch einmal, den der Kurfürst nun selbst nicht mehr für einen advocatus diaboli hielt.

Die Tür öffnete sich in fernes Mühlenrauschen und lindenduftterfüllte Mitternacht.

Der Kurfürst trat ans Geländer der mondbleichen Freitreppe, den Blick hinaufgerichtet in den Sternenhimmel wie in das ausgebreitete Innere einer großen Seele, und sog lang und tief das Bild der klaren Eudämonie ein, die er für seine Brust ersehnte.

Hinter ihm fuhr sein riesenhafter Schatten schräg an der Wandfläche empor — wie ein entfliehender Geist.

* *
*

Die Vesper ging zu Ende. Die herrschaftliche Empore, auf der Loretta durch einen besonderen Gang von ihren Wohngemächern zu erscheinen pflegte, blieb leer. Nur frisch geschnittene Lilien leuchteten vor dem verlassenen Sitz der Gebannten über die Brüstung des Altans.

Balduin saß mit seinem Gefolge in reich geschnitztem Gestühl, und ein schräger Lichtbalken fiel durch die Chorfenster weit in das Gotteshaus und borgte der eisernen Herrlichkeit einiger Gewappneter, die sich im Dämmer des Hintergrundes verloren, einen gefährlichen Schimmer. In seltsamem Gegensatz zu ihnen glutete das Glasgemälde der buntfarbigen Chorscheibe, wo Christus als Friedensfürst golden auf blauer Weltenkugel thronte.

In seiner weißen Ordenstracht trat der Klosterbruder vor den Altar und hob die Hände empor:

„O Herr! Noch immer rast der Reiter auf dem roten Pferde dahin, dem gegeben ist, den Frieden zu nehmen von der Erde, und schießt aus seinem Köcher in die Lenden des Volkes. Wo er reitet, der Hassende, wachsen Dornen und Nesseln auf den Äckern, und Blutseen sammeln sich im Tal. Gebrochene Festen, die Trümmer der Hütten und die Leichen der Erschlagenen bezeichnen seinen Weg, und hinter ihm her fliegen Schwärme von Raben. Wir haben uns die Augen ausgeweint über die Jammernden, die der Huf seines Rosses zertritt, und die Säuglinge, die den Geist aufgaben in den Armen verzweifelnder Mütter.

Heile die Welt, o Herr, von diesem Wahnsinn des Krieges, der deine Schöpfung vertilgt. Laß den Aberwitz nicht länger Sieg heißen, wenn der schwächer Gerüstete überwältigt wird von dem, welcher anstürmt mit den grausameren Waffen. Welcher Sieg ist es, wenn der Wildere über den Sanftmütigen triumphiert? Siegt nicht das Böse über das Gute, die Hölle über das Himmelreich? Und wehe, wenn der Sieger einzieht in die Wohnungen des Friedens! Wie sollen sich wieder des Nächsten erbarmen, die siedendes Öl und Kot auf die Feinde geschüttet! Welche Töchter geschändet und die Riegel der Häuser gesprengt, wie sollen sie wieder gehorchen deinem Gebot! Welche Lohn empfingen für das Niederreißen, wie sollen sie auf-

bauen! Die den Hungrigen jagten von seinem Tische, den Schlafenden zerrten aus seinem Bette, den Frierenden in die Kälte stießen, um sich unter seinem Dache zu lagern, wie sollen sie wieder sich bescheiden und einfügen in die Ordnung des Tags! Wie soll lieben, der mit dem Mordstahl des Hasses wütete! Vor dem Kreuze knien, der angebetet das Glück des Schwerts?

Du willst, o Herr, daß wir zu dir gelangen und die Seele erheben zu dir. Aber unvollendet müssen wir den Bau deines Tempels liegen lassen, um ein Notdach aufzuwerfen über unserem bloßen Haupt. Weib und Gesinde sind hinweggeführt, und wir irren nach ihnen in der Fremde. Der Hofhund ist jagen gegangen, und die Knaben verwildern. All unsere Schätze sind uns geraubt, und in die Zeit unserer Niedrigkeit sind wir zurückgeworfen. Die Hungernden verkaufen ihre Seele um ein Linsengericht. Statt Werke der Frömmigkeit zu tun, müssen sie sich üben in den Werken der Vernichtung und rüsten gegen die Wiederkehr des Feinds. Verheert ist die Seele der Menschheit und der Stern des Glaubens untergegangen. Wie soll aus der Fülle seines Herzens spenden, dessen Herzenskraft versieget ist!

Drum laß der Blinden Augen endlich sich öffnen, Herr, und erleuchte die Hirten der Völker. Der du eingesetzt das weltliche Schwert und dem

Priester gegeben das geistliche — du wolltest nicht, daß der Hirt der Seelen sie beide vereinige in derselben Scheide und sich verstricke in die Händel der Welt. Drum laß die Ohren der Wächter sich auftun dem Jammer, der emporschreit von der Erde, daß sie den Hirtenstab nicht führen in der Linken und in der Rechten das Schwert der Gewalt. Wehe ihnen, die zu Hütern bestellt sind und heimsuchen die eigene Herde. Dann wird die Zeit kommen, wo die Erwürgten durch das Schwert glücklich gepriesen werden, daß sie die Zukunft nicht schauten. Denn also steht geschrieben: „Aus der Wurzel der Schlange wird ein Basilisk kommen, und ihre Frucht wird ein feuriger Drache sein." Bis ans Ende der Tage wird aufgehen der Same des Hasses, den sie gesät, und wer die Hand dazu reichte, die Brandfackel in die Saaten zu schleudern, wird mitschuldig sein bis ins fernste Geschlecht, wo immer einem Verhungerten die Haut von den Knochen hängt und ein Bruder das Blut seines Bruders vergießt. Also werden alle Greuel seiner Kriegsscharen über das Haupt des ungetreuen Vogtes kommen. Denn das Volk ist in seiner Gewalt und weiches Wachs in seinen Händen, zum Guten wie zum Bösen.

Siehe doch, mein Gott, welches Dunkel das Erdreich bedeckt, und wie sie wandeln im Finstern; ein Irrlicht leitet sie. Wie Fremde bekriegen sich

Brüder desselben Vaters. Der Graf neidet den Grafen. Burgherr reitet gegen den Burgherrn, und Kinder derselben Heimat erwürgen sich untereinander. Darum erbarme dich ihrer, Herr, die nicht sehen, daß sie Glieder desselben Leibes sind. Ein Deutscher wird heulen über den andern, daß sie ausgerottet den eigenen Samen, entvölkert das Land, sich berauben des verbündeten Blutes, und am Tage der Heimsuchung ist niemand, der ihnen zu Hilfe kommt. Denn plündern sie zur Rechten, so leiden sie Not, und schwelgen sie zur Linken, so werden sie nicht satt; ein jeglicher frisset das Fleisch seines Armes. Drum zertritt ihren Hader, Herr, und wirf auf das Panier der Brüderlichkeit unter ihren Zelten.

Der du als Friedensfürst thronest dort oben, wende dein Antlitz auf deine Dienerin, die inmitten des Mordens dem Reiche des Friedens die Bahn bereitet und weint um die Schmerzen der verblendeten Welt. Stärke ihr sehendes Herz, das blutet unter den Leiden des Krieges, und segne das Werk ihrer Hände. Amen!"

So betete der graue Mönch der Gräfin ...

Mit wachsender Unruhe waren die Begleiter Balduins der vernichtenden Anklage gefolgt, und entrüstet und befremdet warfen sie bei den umstürzlerischen Worten von der seelischen Pest des Krieges und der Schuld des ungetreuen Hirten, bei dem

neuen Begriffe des Bürgerkrieges und der Erhebung der Burgfrau zu einem Friedensengel die Köpfe nach ihrem Herrn herum, um ihn ihrer mitfühlenden Empörung zu versichern.

Allein, er wies ihre Kundgebungen rechts und links mit abwehrender Handbewegung zurück. Und entließ das ihn scheu beobachtende Gefolge auch mit stummer Gebärde, als nun die Kerzen auf dem Altare gelöscht wurden. Mit dem ewigen Licht der silbernen Ampel und den weißen Lilien, die über der herrschaftlichen Galerie hervorleuchteten, blieb er allein in dem Gotteshause zurück.

Er war darauf vorbereitet gewesen, daß in der Friedensandacht Lorettas der Dank einer triumphierenden Siegerin über seine Gefangennahme ausströmen würde, und daher um so tiefer betroffen, nichts von einem Freudenjubel zu vernehmen, der ihn demütigte, sondern eine wunde Seele zum Himmel schluchzen zu hören, die ihn in Abgründe der Schuld starren ließ, wo er bisher auf dem sicheren Boden der Selbstgerechtigkeit wandelte. Aber während seine Begleiter als rechte Kinder der Gewohnheit sich vor der Morgenröte, die ihnen hier in die Augen stach, sofort finster abgewendet hatten, war er groß genug, sich dem Licht von den Bergen hinzugeben; und trotz der fürchterlichen Anklage, die ihm in die Ohren gellte, und obwohl er sah, daß die Zeit noch nicht reif

war für die neue Wahrheit der Gräfin, so demütigte er sich doch vor der Größe ihres Gedankens und fühlte sich in der kleinen Burgkapelle in diesem atembenehmenden Augenblick an der Wiege eines göttlicheren Geistes stehen, der bald seinen Siegeslauf durch die Welt antreten würde.

Wiederum wechselte die unfaßbare Gräfin das Gesicht. Oder hatte sich sein eigenes Auge verwandelt? Klar leuchteten dem Kurfürsten nämlich mit einemmal die Züge der Eudämonie, die ihm der Wildgraf entschleiert hatte, aus dem unergründlichen Frauenantlitz entgegen, und er ahnte, daß die scheinbaren Widersprüche ihres Wesens irgendwie einmünden mußten in die menschliche Größe, die ihn aus ihrem Friedensgebet anschauerte. Sie schloß ihn ein in ihr Gebet: ihn, den Feind; ihn, den Schuldbeladenen, dessen Gewissen der tausendfache Mord seiner Kriege belastete; ihn, den Kriegsfürsten, daß er gekrönt würde zum Fürsten des Friedens.

Gott näher, versank er in das Chorgestühl ... Nur die weißen Lilien auf Lorettas Altan atmeten ihm gegenüber still in den Raum. Und die große Sammlung, die er sonst nur in der strengen Entsagung seiner Karthäuserzelle zu S. Alban fand, kam über ihn ...

Als er aus der Kapelle trat, waren die sponheimischen Schafherden vom Felde gekommen und

füllten in blökendem Gedränge den Burghof. Und das weiße Gewoge der Lämmerscharen umringte den Träger des Hirtenstabes so dicht, daß er nicht vor, noch zurückkonnte. Er war von den Lämmern Lorettas gefangen.

* * *

Balduin zögerte nicht länger, mit der Gräfin zu unterhandeln.

Da Menschlichkeit und Nachsicht mit dem Feinde, obwohl ein Zeichen der Stärke, in der Regel nur als Schwäche ausgedeutet werden, so lag der erfahrene Feldhauptmann Lorettas ihr seit einiger Zeit in den Ohren, dem Gefangenen die Wohltat der milden ritterlichen Haft, die er genoß, zu entziehen, um ihn endlich zur Vertragung des Zwistes gefügig zu machen.

Aber Loretta, mit dem kristallenen Blick, der dazu gehört, die unmerkliche Ausbiegung der Kurve zu erkennen, die den Mann ins Bedeutende hebt, und in dem geheimen Gedanken an einen ferner zielenden Erfolg, als Brief und Siegel einer Sühne, verwarf diese Ratschläge jedesmal und blieb bei ihrem Wort: „Er muß von selber kommen."

Und er kam.

„Ich glaubte schon, ich müßte Euch noch einmal meinen Papagei schicken," empfing sie ihn lächelnd und ließ ihn auf dem erhöhten Platz des Herrensaales,

dessen Wände mit Genter Wirkereien geschmückt waren, auf bequemem Faltstuhle niedersitzen.

Die bunten Glasrauten des dreiteiligen Rundbogenfensters erhellten und verdunkelten sich im abwechselnden Kampfe von Sonnenlichtern und Regenschauern, deren Widerspiel heroische Scheine über die beiden Gesichter jagte . . .

Nach Art schwer versöhnlicher Naturen, die ihre Annäherung gern in die mitleiderregende Form eines gefühlvollen Vorwurfs kleiden, begann der Kurfürst damit, sein Bedauern über die Versündigung Lorettas an der geistlichen Würde auszusprechen, wodurch er die unschuldige Ursache dazu geworden sei, ihr den päpstlichen Bannfluch zuzuziehen.

Lorettas Heiterkeit schlug sofort um. Aber obwohl sie an sich hielt, gab die Ungeduld ihren Worten eine kurzatmige Hast, als sie, mit einer gewandten Handbewegung nach der Tür, entgegnete: Der Kirchenfürst sei entlassen. Sie habe nur den Kämpfenden gefangen. Wer aber kämpfe, sei kein Geistlicher, sondern ein Krieger. Und wer sie bekriege, sei ihr Feind und sonst gar nichts. Und wer ihr als Feind nahe, wolle sie töten. Und wer sie töten wolle, den dürfe sie wieder töten. Denn ihr Leben sei soviel wert wie seins.

Es wurde ganz finster, da ein Wolkenschild die eben noch stechende Sonne plötzlich abblendete.

Balduin, befremdet durch den heftigen Unterton der Rede, bereute die unglückliche Einleitung der Präliminarien augenblicklich und suchte einzulenken. Doch im Widerstreit, Loretta einen besseren Begriff von seiner Person beizubringen und doch auch wieder nicht alle Schuld auf sich zu übernehmen, sagte er ausweichend: Er wolle sich einer Dame gegenüber nicht auf den Ritterspiegel berufen, sonst hätte er allerdings auch auf den Waffenstillstand vertrauen dürfen.

Allein, wie starke Naturen stark sind in allen ihren Wallungen, in Lust wie in Unlust, so war auch Lorettas Erregung nicht mit einem leichten Wortespiel hinwegzutändeln. Mit frostiger Entschiedenheit entgegnete sie vielmehr: Wer das Schwert erhebe, morde Christus. Und wer das Gesetz der Liebe und Gesittung außer Geltung setze, habe Feindseligkeit und List gewollt, und könne sich nicht beklagen, wenn er hintergangen würde, oder erwarten, daß der andere sich mit der Bibel verteidige, während er das Schwert auf ihn zücke. Überdies sei ihr kein Mittel zur Beendigung des Krieges zu heilig — rief sie bleich — wenn sie das Blut auch nur eines einzigen ihrer Mannen damit spare.

In friedfertigem Tone erinnerte der niedergeschmetterte Fürst daran, daß sie sich im Waffenstillstand, nicht im Kriege befunden hätten.

Da schüttelte Loretta aufflammend den Tuchschleier zurück und schleuderte ihm bebend entgegen: Dieser Waffenfriede sei ebenfalls nichts anderes gewesen, als kriegerischer Zwang und hätte nur zur Fortsetzung der Gewalttätigkeiten geführt. Sie aber müßte sich für alle künftigen Fälle endlich Ruhe verschaffen vor der beständigen Bedrohung und Vergewaltigung seiner Übermacht. Und darum habe sie dem Kriege den Krieg erklärt.

„Ihr dagegen habt" — sie sprang auf, und die Augen standen ihr voll Wasser vor hellem Zorn — „eine verzweifelte Mutter im Frieden angefallen, eine hilflose Witwe, ein friedliches Weib wider ihre Natur gezwungen, zu kämpfen. Oder glaubt Ihr, daß es mir Vergnügen macht, mir das Herz aus dem Leibe zu zerren und zum reißenden Tiere zu werden? Ich hasse den Krieg wie den Tod. Ich hasse den Haß wie die Hölle. Und ich, die nur im Frieden leben kann, muß mein Ich mit Füßen treten lassen und mich gegen meinen Willen . . ."

Die Zornestränen tropften ihr die Wangen herab . . .

Da Männern die Gründe, aus denen Frauen in Tränen ausbrechen, fast immer rätselhaft sind, so war Balduin zunächst vor Staunen sprachlos, um so mehr, als er sich eines solchen Sturmes bei der immer lachenden Gräfin nicht versehen hatte. Aber der leidenschaftliche Zornesausbruch ihres mit

Füßen getretenen Rechts auf Frieden redete schließlich deutlich genug. Erschüttert sah er mit einmal die blutende Wunde der himmlischen Sehnsucht, aus der das Friedensgebet ihres Mönches strömte, und sein Herz blutete mit.

Bald durchsichtig, bald undurchsichtig werdend, atmeten die bunten Gläser der Fenster die Jagd der gepeitschten Natur . . .

Er erhob sich und bat die Weinende, sich zu fassen und zu ihrer alten Heiterkeit zurückzukehren, indem er sie beschwor, in diesem Augenblick, wo er der Sühne halber hergekommen sei, nicht mit ihm zu zürnen.

„Wer nicht böse sein kann, kann auch nicht gut sein," schluchzte sie abgewendet.

„Laßt mich dieselbe Entschuldigung für mich in Anspruch nehmen: Wer nicht böse sein konnte, kann auch nicht gut sein . . . Und vergebt dem Blinden . . . Ihr seid der Wahrheit näher als ich."

Von neuem aufschluchzend, sank sie auf ihren Sitz. Aber die Tränen, die nun flossen, waren nicht mehr die wilden Tropfen des rasenden Wetters, sondern die hoch geschwollenen Bäche, die nach dem Sturm erlösend dahinrauschen, wie sie derjenige weint, dem ein wohltuendes Mitgefühl das bekümmerte Herz endlich frei macht zu neuem Glauben und Hoffen.

Und unter diesen Tränen wurde der Friede geboren.

Denn während Loretta noch stoßweise in ihre Hände weinte, rief der Kurfürst seinen Geheimschreiber herein und diktierte ihm den Sühnevertrag, der die beiden stärksten Menschen der Zeit in ewiger Freundschaft verband.

Die Wimpern noch zusammengeklebt von den vergossenen Tränen, küßte Loretta dem Erzbischof die Hände.

„Aus Euerer Hand habe ich das Heil empfangen," wehrte ihr der Kirchenfürst, während Loretta aus feuchten Augen lächelte.

Aus dem regennassen Wiesengrün des Moseltales schwang sich ein Regenbogen über die Welt.

* *
*

Als aber zur Ehrung des abziehenden Gefangenen, zu der Loretta die Ortschaften der ganzen Grafschaft entboten hatte, der festliche Zug unter Kapellengeläute, Jagdhornschall und Sackpfeifenton mit Kreuz, Kringel und Fahnen den Kurfürsten aus dem Tore zum Fluße hinabgeleitete und auch dem Ufer entlang noch eine weite Strecke neben seiner Nacht hinmarschierte, sang der Wildgraf nach einer Melodie, die er sich eigens dafür erfunden hatte, immer wieder seinen Leibvers „Von Freude Frauen sind genannt" über die Köpfe der bunten Menge.

Noch aus dem Schiff sang er ihn zum Ufer

hinüber. Und „Ihr Freude freuet alle Land“ tönte es vom Ufer zurück . . .

Und die Stimme kam in dem ganzen Kurstaat nicht mehr zum Verstummen. Denn der Welthändel müde, legte der Kurfürst mit immer wachsender Friedensliebe Fehde nach Fehde seitdem durch minnliche Sühne bei, und Landfrieden nach Landfrieden mit den Großen des Reiches sicherte die Grenzen des Stifts vor Feuer und Schwert.

Als aber Mißwachs, Teuerung und Hungersnot, der Schwarze Tod und die Pest der verheerten Seelen auch in die trierischen Lande hereinbrachen, öffnete Balduin seine Kornkammern, heilte alle Wunden der großen Not und tat in der Einsamkeit der Zelle, die er sich in der Karthause zu S. Alban hatte einrichten lassen, auf hartem Lager Buße für die Sünden der Zeit.

„Denn wir haben die Saaten zerstampft und das Obdach der Armen in Asche verwandelt. Wir haben die Kraft der Menschheit durch das Schwert gebrochen und ihre Seelen verdorben durch die Hölle des Kriegs.“

Um Lorettas Grab aber sangen die Nachtigallen ihre tiefe Sehnsucht in die neue Welt.

Die Witwe

Der Dramaturg Rolf Persing hatte seine beiden Freunde, wie gewöhnlich nach dem Theater, noch zu einer Plauderstunde in seine Junggesellenwohnung mitgenommen.

Der lange Tenor Gunnar Graarud marschierte, noch ehe er den Mantel und seinen samtenen Kalabreser aus der Hand gelegt, sogleich an den Wänden entlang, die mit lilienschlanken präraffaelitischen Mädchengestalten in dünnen Florgewändern behängt waren, und betrachtete die Bilder, die er schon hundertmal betrachtet hatte. Der Dichter Günther Brandt saß sofort vor dem Schreibtisch und blätterte in den herumliegenden Büchern, die er schon hundertmal gesehen. Und der Gastgeber goß, nachdem er im Nebenzimmer die braunseidene Schnürenjoppe angelegt und den blonden Künstlerschopf noch einmal vor dem Spiegel aufgebürstet, den dampfenden Tee in japanische Schalen.

Das Feuer summte und das Licht erfüllte den fell- und teppichbelegten Raum, wie eine große Mohnblüte, mit rötlicher Dämmerung.

Aber die alte Gemütlichkeit wollte sich nicht einstellen. In weitem Abstand ließen sie den leeren Klubsessel frei, in den sich der Musikhistoriker Willy Wegler sonst zigarettenrauchend hineinzuflegeln pflegte. Zum erstenmal fehlte er. Er hatte sich verheiratet. Es war eine verwitwete Frau, eine Geigerin, die er als Dirigentin einer Damenkapelle bei einem Kaffeekonzert kennen gelernt hatte.

Einsilbig kamen die Stimmen der Drei aus dem Schatten der Ecken, wo sie, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und zwischen ihren Beinen hindurch auf den Boden blickend, wie eine Trauerversammlung herumsaßen.

„Daß er heiratet, verzeih ich ihm . . . aber daß er seine ganze Jugend zerheiratet . . .“ Kopfschüttelnd verstummte Günther wieder.

Nach einer Weile kam es von der Chaiselongue her: „Nein, nein, nein! . . . Als Künstler! . . . Eine Scheunenpurzlerin, die keinen reinen Ton greifen kann . . .“ Gunnar hämmerte sich mit den Knöcheln der Faust vor die Stirn.

„So kann er sie wenigstens etwas lehren . . . Lieben kann sie . . .“ murmelte Rolf mit herabgezogenen Mundwinkeln.

Gunnar dehnte den mächtigen Brustkasten und zupfte energisch die Weste herunter. „Wenn sie noch Manieren hätte! . . . Aber tatenlos und aus dem Gebüsch . . . ’s ist ein Jammer!“

Günther kniff spähend die Augen zusammen und sagte hinüber: „Sieh dich mal um, Gunnar! ... Hinter dir hängt Burne-Jones': König Kophetua legt dem Bettlermädchen seine Krone zu Füßen ... Die Liebe ist immer das Unkonventionelle."

„Natürlich ... Du bist mit dem Rosenstrauß in der Rechten geboren," ergriff Rolf das Wort und machte mit einer weltmännischen Handbewegung: „Bitte, betrachte dir meine Schönheitsgalerie einmal etwas genauer ... Schaut dich aus meinem Venusspiegel etwas anderes an, als duftigste Jugend, die unberührteste Mädchenhaftigkeit ... Knospe, kindliche Frage, Charme und Traum? ... Hat je ein Maler die Witwe verherrlicht? ... Man heiratet einfach keine Witwe. Oder willst du auch das rechtfertigen?"

Günther hielt eine Weile augenzwinkernd an sich, schlug bedächtig die Beine übereinander und begann mit ruhigen Worten: „Ihr werdet zugeben, daß wir überall Erfahrung als hohes Lebensgut schätzen. Sie bedeutet: Reichtum, Reife, Vollendung. Zuletzt: Krone des Menschentums, Schönheit. Nur in der Liebe wollen wir ihrem weltbeherrschenden Gesetz uns nicht unterwerfen. Das heißt: beim Manne machen wir auch da keine Ausnahme. Beim Weibe dagegen soll es den Begriff „Liebeskultur" nicht geben. Ihr werdet einwenden: Unsere Eifersucht auf ihre Vergangenheit

ist Sorge für die Nachkommenschaft. Ich meine nun: Damit machen wir den Hörselberg zum Laboratorium. Mechanisieren eine Kraft, die — wie Feuer und Meer — zu den ewigen Elementen der Schöpfung gehört. Oder ist es etwas anderes, wenn wir dem reinen Körper, den Leidenschaft geküßt, das Brandmal sozialen Makels anheften; den glühenden Druck sich suchender Hände als einen Paragraphen in unsre Rechtsordnung einstellen? Aber das Weib hat auch geatmet und ihr Blut das Gefühl jeder Altersstufe erfahren, bevor uns der Zufall ihm in den Weg geführt. Wenn es nicht alle Liebesalter durchlaufen, verarmt sein Herz. Und seine letzte Liebe ist — wie bei uns — seine tiefste. Vielleicht mehr, als bei uns. Denn das Weib erlebt die Welt in ihrem ganzen Umkreis an dem geliebten Manne, und ich sehe nicht ein, daß uns etwas vorweggenommen sein soll von dem früheren Geliebten, da sie das Stück Welt, das wir für sie darstellen, nur in uns umfassen konnte, und den Lebensinhalt, den der andere verkörperte, in niemand sonst, als in dem anderen ... Was euch widerstrebt — laßt mich ausreden! — ist die Vorstellung, daß Erinnerungen in ihr lebendig sein sollen, die sich nicht auf uns beziehen. Aber ich behaupte, daß Vergangenes und Gegenwärtiges sich niemals stören, sondern daß eins der humus ist, in dem das andere allein gedeiht ... Ich weiß

natürlich, daß wir alle von dem Argwohn der Untreue angefressen sind. Aber — wie gesagt — da kann sich nichts bigamisch vermischen, und in meinem Sinn ist auch die letzte Liebe — eine erste Liebe."

Die beiden Freunde hatten nachdenklich zugehört, und Gunnar suchte jetzt nickend die Augen Rolfs. Der aber erhob sich abwehrend und antwortete, indem er die Teeschalen auffüllte: „Das ist alles ganz schön ... Aber dann kennt ihr halt das Leben nicht."

Da versetzte Günther, jedes Wort betonend, aber mit einem leisen Beben in der Stimme: „Ich nehme diese Erfahrung — aus dem Leben."

Beide Zuhörer wandten bei dem fremdartigen Tone, der ihnen nicht entging, aufhorchend die Köpfe, wechselten einen fast besorgten Blick und fragten gleichzeitig: „Was bedeutet das? Wer ist sie? ... Beichte!"

„Ihr kennt sie beide," sagte Günther zögernd.

„Kennen? Wir?"

„Natürlich nicht persönlich."

„So erzähle doch endlich!"

Rolf, rittlings auf seinem Stuhle sitzend, und Gunnar, bäuchlings auf die Chaiselongue hingestreckt, hatten sich zum Hören bereitgemacht, und Günther legte die Arme auf die Lehnen des Schreibtischsessels auf und begann.

„Die Sache liegt lange hinter mir und ich kann mit der Ruhe der Distanz darüber reden ... Ich lernte sie kennen, wie man sich in ein hübsches junges Ding verliebt. Ich hatte sie mehrmals in ihrem stolzen, freien Beduinenschritt in der Menge vor mir herschweben sehen und dachte: Es muß schön sein, Seite an Seite mit ihr zu wandern.

Eines Tages überraschte ich sie, wie sie den Matelot neben sich, daß die Strahlen des Juninachmittags auf ihrem blonden Scheitel spielten, in einem weißen Batistkleide, das den angebräunten Hals frei ließ, im Parke saß, mit geschlossenen Augen den Kopf zurückwarf und mit halbgeöffneten Lippen die Sonne trank, die rötlich auf ihr hingegebenes Gesicht fiel. Florseidene Strümpfe, die unbelauscht unter dem fußfreien Rocke hervortraten, ließen rosige Glieder hindurchscheinen, und um das feine Handgelenk trug sie lose ein dünnes Goldkettchen ...

Ihr werdet verstehen, daß dies rassige Bild leidender Sehnsucht mich anzog, das ich nun störte, als ich hinter den Büschen der Wegbiegung hervortrat und mich auf derselben Bank niederließ. Sie faßte sich ans Haar und lächelte mich in reizender Verlegenheit mit kleinen weißen Zähnen und aufgeschreckten Nixenaugen an.

Ich sah natürlich sofort, daß es keine Dame war, und die Gassenvenus war — wie ihr wißt

— nie mein Fall. Aber ich sagte mir auch: Die Rechtfertigung jeder Liebe — der Madonna wie des Freudenmädchens — liegt in dem quälenden Drang nach der eigenen Erlösung, die wir in der Seele des andern finden; nach der Überwindung des Irdischen in der höheren, sich selbst vernichtenden Zeugung, in der wir im Göttlichen versinken. Auch das Irren von Arm zu Arm ist nur das Martyrium des Unzulänglichen ... der Dornenweg zum letzten Glück ... das Heimverlangen aus dem unfreiwilligen Leben in das Urelement des entkörperten Seins. Und diese blasse Sonnenanbeterin will den Gott gewiß nicht in sich betäuben, sondern in sich finden ...

Sie hat meine Erfahrung darin nicht betrogen. Wie sie in ernstem Leidensausdruck dem über sie gesenkten Mund entgegenzulechzen pflegte; wie sie mit dem heimlichen Wimmern der Sterblichkeit in ihrer Weise das leise Lied der Leidenschaft sang — haben mich gelehrt, daß Liebe nicht Glück, sondern der verzückte Dienst des Schicksals ist: sich als einer der ewigen Ströme der Welt in der Schöpfung aufzulösen und heilandhaft für sie zu opfern. Und darin begegnete sich unsere Sehnsucht — das fühlte ich ...

Nun fragt ihr mit Recht, wo meine Abneigung blieb gegen das Weib, das ich nicht selbst ins Leben geküßt. Denn ich vermutete natürlich, daß ich

weder der erste war, noch der letzte sein würde. Aber dieses triebhafte Wesen hatte einen Geist in mich geblasen, der das Joch aller Ethik abwarf, als wenn die Elektrizität, die wir für uns arbeiten lassen, plötzlich die Apparate, in denen sie gefangen ist, sprengte, um wieder in kosmischen Strömen dahinzuschweifen. Hier ahnte ich einen der Naturgeister, in denen die Menschheit immer wieder untertauchen muß, um sich an dem Geheimnis der entmoralisierten Kräfte zu regenerieren. Hier wollte und durfte ich lieben, wie ein Gewitter sich über dem Land entlädt und weiterzieht; wie die Erde Regengüsse, Sonnenglut und Samen aufnimmt, den der Wind ihr zuweht. Sich nicht fesseln, wenn man sich umarmt; sich nicht fluchen, wenn man sich trennt; und doch die Ewigkeit der Liebe nicht verleugnen, gesegnet von den aufbauenden Stoffen, die in Treue weiter in uns kreisen und Schwingenkraft werden, auf der wir unsere Bestimmung erfliegen ...

Ich dachte über ihre Vergangenheit hinwegzukommen, indem ich die Augen vor ihr verschloß. Ich machte mit ihr aus, daß wir uns weder unseren Namen sagten, noch von unserer Herkunft und unserem Leben etwas. Wir wollten aus dem Geheimnis auftauchen und wieder in das Geheimnis entschwinden, ohne je wieder von uns zu hören. Niemand sollte von unserer Liebe wissen. Sie sollte ganz ein Märchen sein.

Sie schwieg zu alledem still und legte nur ihre zärtliche schlanke Hand mit einem kaum merklichen leidenden Lächeln weich in die meine. Ich nannte sie auch „Mein Märchen". Als ich sagte, daß wir uns beide denselben Namen beilegen müßten, entgegnete sie mit einem nachdenklichen Aufblick:

„Du — bleibst mein Heimele ..."

„Warum nennst du mich so?"

„Weil du ein Heimele bist ... weil ich bei dir daheim bin."

Ich hatte keine Furcht, das Schicksal auf mich zu nehmen, das mich aus diesem Worte sogleich mit ernsten Augen ansah. Denn ich hatte gesagt, daß ich es schön fände, einmal auf der Höhe des Glücks voneinander zu scheiden.

Aber wenn ich mich auch nicht vor dem Ende fürchtete, so bangte mir doch vor dem Anfang ...

Eine ruhig gleitende Dampferfahrt, bei der wir uns, wie es Verliebte machen, auf dem träumerischen Platz am Heck des Oberdecks hingegossen hatten, wo sie im Reiseschleier, ganz in mich verkrochen, an meiner Schulter lehnte. Wir waren an einem kleinen Rheinorte ausgestiegen und saßen unter der Laube einer altertümlichen Terrasse — sie großäugig wie ein Kind, da ihr die schiffsbelebte Landschaft, der Reiseverkehr nach den Burgen, das fröhliche Aus und Ein in umrankten Pergolen und alles neu war; was ich mit Absicht

so eingerichtet hatte. Die Sonne lag untergehend wie ein Riesenbrillant auf der Kante der gegenüberliegenden Bergwand und bestrahlte noch einmal ihr reifes Gesicht, das auch meine Blicke zärtlich eintranken.

„Ihr küßt mich beide," sagte sie, indem sie erschauernd die Augen schloß, „du und die Sonne."

Es klang mir, als sei ich unter die Naturgötter eingereiht ... „Du und die Sonne"...

Das Dunkel war lange in das enge Felsental gesunken; der Strom rauschte geheimnisvoller durch die Stille, und schwärmende Johanniswürmchen vermischten sich mit fallenden Sternen in verwirrenden Kreisen. Doch wir saßen noch immer Hand in Hand in der Nacht. Obwohl ich nach ihr zitterte. Denn mir graute vor der ersten Berührung, vor den Spuren des Weges, den sie vor mir gegangen, und in einer unbestimmten Vorstellung von seelischer Reinlichkeit fürchtete ich, in den Staub herabzusinken.

Aber nie hat ein Vorgefühl mehr getäuscht. Obwohl sie Bänder und Spitzen sich ungeniert lösen ließ, von dianenhafter Mädchenhaftigkeit, tauchte sie in marmorener Blankheit aus dem Mondenschimmer, wie eine Brunnenfigur, an deren glattgespülte Formen kein Makel des Lebens haftet. Ich versank in ihr Haar. Der gewaltige Strom brandete die ganze Nacht hoch an das Ufer.

Als ich am Morgen von einem kurzen Ausgang zurückkehrte, bei dem ich ihr Rosen kaufte, schob sie mir in ihrer demütigen Art stillschweigend einen Brief in die Tasche, den sie mir unterdessen geschrieben. Ich sah sie in sprachlosem Erstaunen an, da sie doch Tag und Nacht bei mir war.

„Ich kann doch nichts sagen ... so mußte ich dir's schreiben," erklärte sie schüchtern.

Von der Geliebten, die gegenwärtig ist, weil sie den sprachlichen Laut als zu grob empfindet, um das zu sagen, was unsagbar ist, den süßesten Liebesbrief! Und das sollte Wiederholung eines geübten Brauches sein! In dieses Erlebnis sollte Erinnerung hineinspielen von gewohnten Freuden! Nein, auf einen solchen Gedanken kann man nur einmal kommen ...

Ich riß sie in die Arme und küßte ihr die schmeichelnde Hand, die jene samtenen Worte geschrieben. Aber plötzlich waren die Rollen vertauscht: sie hatte sich auf meine eigene Hand gebeugt und hielt die Lippen auf den Ring gedrückt, den ich am Finger trug. Es war derselbe pfauengrüne Türkis — den ihr hier seht — und den ich wegen seiner Farbenschönheit immer liebte, obwohl die Liebe zu der Freundin, die ihn mir verehrte, längst vergessen war, und ich drängte bestürzt ihren Mund hinweg und sagte: „Wie kannst du den fremden Stein küssen!"

Enttäuscht ließ sie ab: „Auch das bist doch du!"

Sie hatte einmal geklagt „du willst mich immer anders haben, als ich bin"; und nun wünschte ich selbst, wie sie zu sein und wie sie den Menschen samt der ganzen Sphäre, die sich historisch an ihn als Mittelpunkt angesetzt hat, in meine Liebe einschließen zu können.

Ich schämte mich meiner Eifersucht, die so weit ging, daß ich öfter zu der Zeit, wo sie heimzukehren pflegte, vor ihrer Haustür auf- und abging, ohne vorher mit ihr verabredet zu haben, daß ich sie erwarten würde. Nie entdeckte ich einen Grund zu dem leisesten Argwohn, außer dem, was zugleich der Grund meiner Liebe war: der Duft und das feine Organ des von allen Eroten umspielten Weibes. Am schlimmsten war daher meine Eifersucht auf das Geheimnis ihres früheren Lebens, die ich noch künstlich dadurch gesteigert hatte, daß ich selbst die Parole ausgegeben, den Punkt niemals zu berühren — woran ich nun gebunden war.

Noch hatte ich nicht den Mut gefunden, sie zu fragen, woher sie das Goldkettchen habe, das sie ums Handgelenk trug und auch nachts nicht ablegte. Sie mochte aus meinen Blicken, mit denen ich eines Tages ihren Anhänger, einen Kreis von kleinen Rubinen, an ihrem Halse betrachtete, ein Mißtrauen gelesen haben und sagte daher plötzlich betrübt: „Ich weiß, was du jetzt denkst ..." Hielt

mir aber sofort abwehrend den Mund zu und drehte mir dann, mit den Schultern schlenkernd, den Rücken ...

„Ja, du machst immer Programme ..."

Ich merkte, daß sie dem Weinen nahe war.

Als ich von hinten die Hände auf ihre Schultern legte und sie die Arme hinabstreichelte, warf sie sich herum und vergrub sich weinend an meine Brust. „Ach, küsse mich tot ... dann ist Ruhe mit mir!"

„Dann hätte dich ja die Welt nicht mehr ..."

„Was liegt an mir!"

Ich zog sie auf meinen Schoß und setzte ihr auseinander, was ein Wesen wie sie der Welt bedeute, indem ich ihr erklärte, daß die Naturgeister, die sich die Alten unter den Nymphen und Najaden dachten, in Wirklichkeit nichts anderes wären, als leibhaftige Menschen, deren Lebenskräfte so gesteigert seien, daß sie als Halbgötter in das Elementarreich hineinragten, und daß mir in ihr mit ihrem wilden Herzen ein solcher freundlicher Dämon zugefallen, in dem ich mich verjünge, gesundbade, gütig und reif werde. Ich nannte sie meine Osterbraut und entwickelte ihr, warum sie allem, was sich ihr nähere, wie mir, die Tiefen erschließen, Ideale bilden und zum Geist der Auferstehung werden müsse.

Sie beruhigte sich allmählich und hob bei meinen Worten das Kinn, als wenn sie zurücklausche auf

eine Stimme, die fern hinter ihr herkäme, und sagte zuletzt mit ihrer vom Weinen verdunkelten Stimme: „Du verstehst Frauen so gut zu behandeln ... Du bist so anders als andere ... Du verachtest uns nicht ... Wenn die eine Stunde nicht wäre, die ich immer fürchte ... Kannst du dir denken, welche?"

Von neuem hervorschluchzend, fiel sie mir um den Hals. „So andächtig und innig habe ich nie einen Mann geliebt!"

Und von der inneren Welt und Not dieser Seele hatte ich nichts wissen wollen.

Mit gefalteten Händen und Tränen in den Augen blickte sie mich an.

„So frag' mich doch, Heimele!"

Ich habe mein Programm natürlich nicht innegehalten.

Sie war also Choristin, ein Kind kleiner Leute, und flocht sich schon als Schulmädchen zweimal am Tage die blonden Zöpfe, weshalb ihr die strenge Mutter warnend zu erzählen pflegte, wie einmal eine Jungfrau war, so stolz auf ihre Haare, daß sie vor dem Spiegel stehend sich Locken brannte; aber als sie begraben werden sollte, da gingen die Haare nicht in den Sarg.

Kurz und gut: der Schleier des Märchens fiel — und dahinter erstand eine Wirklichkeit, die ihr treuherziges Geplauder von Elternhäuslichkeit, dem

eigenen tapferen Leben und seinen bescheidenen Freuden mir zu einem viel blutvolleren Märchen verwob.

Es war einer jener ganz gewöhnlichen Werkeltage, nach denen abends oft ein stilles Licht in uns brennt und das Herz erfüllt mit sonntäglichem Frieden ... Ein Gewitter war ferne vergrollt, und draußen im Dunkel rann der Regen. Wir hatten das Buch geschlossen, die Lampe gelöscht, und der biblische Preis der Liebe, den wir schweigend zusammen gelesen, summte uns noch im Ohr ...

„Die Liebe eifert nicht ... Sie lässet sich nicht erbittern ... sie rechnet das Böse nicht zu ... Sie verträget alles ... Sie duldet alles ..."

Sie lag in rosiger Körperlichkeit, als wäre sie eben aus dem Lotos gestiegen, halb aufgestützt neben mir, mich mit unter ihre goldene Haarflut nehmend, und ich wartete, ohne etwas zu sagen, bis ihre Stimme aus der Finsternis kam ...

„Die Liebe eifert nicht ... sie lässet sich nicht erbittern ..."

Er war ein Ingenieur gewesen, der sich mit ihr verlobt hatte und dann nach Kleinasien gereist war, um Brücken und Bahnen zu bauen. Seine zusammengewachsenen schwarzen Augenbrauen hatten ihr immer Grauen eingeflößt. Aber gerade deshalb war sie dem Abenteurer erlegen, der versprochen hatte, nach Jahresfrist zurückzukehren,

um sie zu holen und drüben mit aller Pracht des Orients zu umgeben. Doch bald blieben seine Briefe aus, und er ließ sie im Stich.

Sie erzählte dies flüsternd, indem sie mich mit der freien Hand immer beruhigend dabei streichelte, so daß ich öfter ihre Hand festhalten mußte, um sie von meinem Ohre zu entfernen. Bis ich mein Unbehagen nicht mehr meistern konnte und mir in der Weise Luft machte, daß ich mein Mißfallen darüber zu erkennen gab, wie sie dem ersten gewissenlosen Glücksritter zum Opfer fallen konnte.

„Geh, Heimele, du mußt nicht so schroff sein ... Er hatte auch sein Gutes ... Komm, ich habe ihn doch einmal geliebt ..."

Etwas zog sich in mir zusammen, und ich suchte von ihr abzurücken. Aber sie hielt mich fest an sich gefesselt, indem sie mir die Arme wie einen Zollstock zusammenlegte, und fuhr fort ...

„Sie rechnet das Böse nicht zu ... sie erträgt alles ..."

Er war ein Schauspieler. Ihr Leben war einmal verfehlt, und sie wollte sich nun wenigstens lieben lassen von einem, der zu lieben verstand, rasend, wie sie ihn täglich auf der Bühne Ännchen, Julia, Hero und alle die Glücklichen umarmen sah. Aber nach wenigen Wochen des Rausches mußte sie erkennen, daß sie abermals betrogen war: Er war ein verheirateter Mann! Sie nahm Gift. Als

sie zu sich kam, lag sie im Krankenhaus, und er kniete weinend vor ihrem Bette.

Während sie nun erzählte, wie sie den um Verzeihung Flehenden selber trösten mußte, schien sie mir ganz in vergangene Zeiten zu entgleiten und zu vergessen, daß mein Haar es war, das sie dabei glättete; meine Wange es war, an die sie dabei die ihrige anlegte. Denn sie liebkoste mich ganz, wie man einen Verzweifelten zu beruhigen sucht, und ich stand schon im Begriffe aufzuspringen, um mich dieser Zärtlichkeit zu erwehren, die einem anderen zugedacht schien, als mir meine Folterqual die Frage eingab, mit der ich sie vor ein Entweder—Oder stellen wollte:

„Was würdest du tun, wenn er heute wiederkäme? ... Sprich!"

„Er kommt nicht mehr wieder ... Er ist tot ... Für mich ist er tot, Heimele ..."

Sie sagte dies so einfach und aufrichtig, daß ich mich sofort entwaffnet in die Kissen zurücksinken ließ, und plötzlich von der Erleuchtung erfüllt war, daß sie in der Tat nicht mehr an der Person des früheren Geliebten hängen konnte, sondern etwas ganz anderes liebte: Das einstige Erlebnis, das — herausgeschält aus dem zeitlichen Gewand — von dem zurückschauenden Auge im Lichte einer anderen Liebe gesehen wird, als die ehemalige gewesen, wie man eine zurückliegende

Phase seiner Jugend liebevoll betrachtet, als unverlierbaren Besitz in sich trägt und sie als ein Stück seiner Erdengeschichte nicht ausgeschaltet wissen möchte, ohne fähig zu sein, die ausempfundenen Empfindungen wiederzuerwecken oder fortzusetzen.

Und ich hörte weiter zu und hielt den Liebkosungen, die ihre Hände bei der Erinnerung an verklungene Stunden auf mein Haupt häuften, als einem lieblichen Spiele friedlicher Ausgeglichenheit, mit jener lächelnden Duldung stand, mit der man sich harmlose Qualen in gutmütiger Überlegenheit gefallen läßt, wenn man mit der Herrschaft des Verstehenden über den Dingen schwebt.

Nachdem sie mir auch den Letzten nicht vorenthalten, einen reichen Rohling, der sie aus Eifersucht tagelang einschloß und sogar schlug, bis sie ihm schließlich, zermartert an Leib und Seele, entlief, nickte ich meiner Vertrauensseligkeit Beifall, die mich schon ohne diesen Beweis richtig hatte erkennen lassen, daß mich keine ihrer Erinnerungen einer Herzensregung beraubte, die mir zukam. Denn selbst jenen Gesellen, mit dem sie kein Gefühl als Entsetzen verband, schloß sie nicht von der Zugehörigkeit von der Gemeinschaft aus, in die sie alle, die ihr einmal nahegestanden, wie in eine engere Menschenfamilie aufnahm, und sie hatte auch für ihn eine Entschuldigung. „Er konnte ja nichts

dazu, daß er eifersüchtig war ... Das ist Krankheit."

Sie hatte in dem einen das Abenteuer, in dem andern die Leidenschaft, in dem dritten das letzte Wirrsal geliebt, jeden anders und jeden erstmalig, wie sie in mir die Heimat küßte, und sie segnete nun selbst das häßliche Geschehen ferngerückt als eine unvermeidliche Leidensstation ihrer Wanderschaft und darum als etwas Gutes, das sie von niemand sich beschmutzen ließ.

Ich wollte dies freilich längst nicht mehr, wie es der Liebesneid sonst so gerne tut, da ich meine Person nicht mehr beleidigt fühlte, wenn ich an die Irrungen ihres Lebens dachte, sondern nur Mitleid empfand mit dem Schönen, das in ihr beleidigt war, und die duftige Unversehrtheit bewunderte, mit der sie aus den Widerlichkeiten der Welt hervorgegangen ..."

— Günther schwieg. Aber die Freunde verharrten weiter in der gespannten Haltung des Aufmerkens, als mache der Erzähler nur eine Pause. Deshalb sagte er nach einer Weile: „Hier schließt meine Geschichte."

„Ja — aber sie ist noch nicht zu Ende," erklärte Rolf, ohne sich in seiner Erwartung beirren zu lassen.

„Was wollt ihr noch wissen?"

„Alles," rief Gunar ungeduldig.

Daß ich die faustische Idee, im Augenblick des höchsten Glückes zu verzichten, allmählich preisgegeben hatte — nahm Günther den Faden wieder auf — könnt ihr euch denken. Und doch kam es so.

Es geschah öfter, daß ich in größerer Gesellschaft einen Tagesausflug unternahm, wovon ich ihr nur beiläufig zu erzählen pflegte. Dann trat sie jedesmal, wenn ich mich dem Bahnhof näherte, — manchmal bei Nacht und Nebel — unerwartet wie das Märchen hinter einem Pfeiler hervor, um mir noch einmal flüchtig die bebende Hand zu reichen. Aber bald kam ich dahinter, was sie eigentlich dazu trieb. Als ich eines Tages das Restaurant verlassen wollte, wo ich — wenn wir nicht zusammen aßen — das Mittagsmahl einzunehmen pflegte, stand sie mir an der Treppenbiegung unversehens gegenüber und starrte mich an, die Rechte auf dem klopfenden Herzen, mit der Linken sich an dem Treppengeländer festhaltend, lange sprachlos vor Beschämung, bis sie mit verlegenem Lächeln bekannte, daß sie durch die Vorhänge der Schwungtür in den Saal hätte blicken wollen, wie sie es schon oft getan, in der Angst, ich wäre einmal plötzlich für sie verschollen.

Doch ich dachte nicht mehr daran, sie zu verlassen.

Da riß mich der Krieg aus ihren Armen, der fürchterliche Krieg, dessen eherner Panzer alles

Natürliche in der Menschenbrust erstickt; der mit der rasenden Folge seiner Katastrophen dem Empfinden keine Zeit läßt zu verweilen, weder beim Leben, noch beim Tod; der uns die Zügel des eigenen Schicksals aus den ohnmächtigen Händen reißt; jeden Willen zum Besitz ertötet; und in der Hölle von Stunden den Geist um Jahrzehnte verwandelt.

Während der beiden Jahre, wo ich vor den Todesschlünden der feindlichen Mörser in den Schützengräben lag, entfernte sich hinter mir die Welt zum Traumbild. Zugleich meine Liebe.

Aber auch ihre Sehnsucht kämpfte sich während der langen Trennungszeit ab und ergab sich schließlich träumend dem Glück der Entfernung. Sie hatte sich auf mein eigenes Drängen zur Schauspielerin herangebildet, wozu sie immer ein heimliches Talent hatte, und ich merkte aus ihren Briefen, wie sie aus dem Traumbesitz, zu dem ich ihr geworden war, ihre Rollen mit Blut erfüllte.

Man lebt nicht rückwärts. Seit ich in der Heimat bin, fließt auch mir die Kraft zu meinen Gestalten aus dem Quell der verwandelten Liebe. Ihr kennt sie jetzt. Das blonde Weib, das durch meine Bücher schreitet, ist niemand anderes als sie.

So sind wir uns nahegeblieben: Andere, vom Stoffe befreit, in gleichzeitiger Wandlung abermals neu verbunden.

Und mehr darf ich sie nicht fesseln. Ein großes Glück hat sie mir geliehen: die ungebundene Liebeskraft selber. Geliehen. Denn ein solches Wesen gehört der Welt, in die sie dereinst wieder untertauchen mag, immer Witwe, immer wieder Braut. Sie hat keine Kinder. Aber wir Männer alle sind ihre Kinder. Und alle Frauen sollten sie verehren. Denn sie kommt von den „Müttern" der Liebe, die in den ewigen Tiefen sitzen.

Und wenn wir eine Frau zärtlich lieben, hat sie uns erzogen dazu.

Balthildis

Nicht aus der Gesellschaft der Engel, sondern aus dem schwefeligen Rachen der Welt schreiten die Heiligen hervor. Und der rauchende Schlund wird ihnen noch zum Tabernakel . . .

Es war die satanische Zeit, als die gelbmähnigen Könige der Merowinger, den Purpurmantel des byzantinischen Konsuls um die Schultern, auf vierspännigem Ochsenwagen durch die Lande fuhren.

Auf Leichen stand damals der Thron und durch seine faulen Stufen krochen die Nattern. Um die blondlockigen Ungeheuer aber, die ihn einnahmen, drehte sich ein Hexensabbat von Meuchelmord, Buhlerei, viehischen Lüsten und Bluttaten gegen das eigene Fleisch, den Königstöchter, Bischöfe, Nonnen, Tänzerinnen und gedungene Knechte in schamlosem Bunde aufführten.

Fürsten verkauften ihre Ehre um eine silberne Schüssel. Gatten erwürgten sich im Ehebett. Konkubinen ließen ihre Nebenbuhlerinnen von wilden Hengsten zu Tode schleifen. Man lieferte Schlachten in der Kirche und trank aus den

Schädeln erschlagener Verwandten die Minne der Christenheiligen, bis die nackten Gelage im Blute der trunkenen Wüstlinge endeten. Mit einem Gräbergürtel von erdolchten Kindern, lebendig Verbrannten, vergifteter Unschuld und zerhackten Rümpfen sicherten entmenschte Räuber, gemalte Fäulnis und kranke Tröpfe ihre Molochsherrschaft. Und während der reißende Dämon mit dem Stierhaupt, in dem das Königshaus seinen Urahn verehrte, in das männliche Geschlecht gefahren zu sein schien, berieten die Bischöfe auf einer eigens hierzu einberufenen Synode allen Ernstes über die Frage, ob die Weiber als menschliche Wesen anzusehen seien.

Im Blutschein dieser Höllenlandschaft wandelte Balthildis.

Der Frankenkönig, der die Krone mit ihr teilte, war gestorben; und wie es dem unterdrückteren Ehegatten oft geschieht, begann ihr Leben erst, nachdem sich das Tor der Hofburg hinter dem Sarge des Gewaltmenschen geschlossen hatte.

Mit Eifersucht hatte der bäurische Tyrann darüber gewacht, daß sie mit nichts anderem sich beschäftige, als was seine untätige Person umgrenzte, und die flachsblonde angelsächsische Magd, als Schenkin an seinen Hof verschlagen, mußte gehorchen, obwohl sie das einzige Herz war, das den Hilferuf der gemarterten Menschheit vernahm.

Nachdem sie nun ihrem Selbst zurückgegeben, sprudelte der so lange versiegelte Quell ihrer wunden Liebe daher um so heißer hervor, und sie stiftete Klöster und spendete von den königlichen Schätzen, wo immer eine flehende Hand sich nach ihr ausstreckte. Jetzt erst fühlte sie sich als Landesmutter, die überall nach dem Rechten zu sehen hatte. Und so faßte sie den Entschluß, ihr weites Reich nach allen Himmelsrichtungen zu bereisen, damit sie ihre Wohltaten dort ausstreue, wo sie die größte Not fände, und nach Erfüllung ihrer irdischen Aufgaben den Schleier zu nehmen. Zugleich schwebte ihr der Gedanke vor, die Welt, bevor sie ihr entsagte, dabei auch einmal gründlich kennenzulernen und vielleicht ein tröstlicheres Bild von ihr mit in die Klosterzelle zu nehmen, als sie es von der blutbesudelten Schwelle des Palastes aus empfangen hatte.

Denn der Alb des allgemeinen Ekels umkrallte ihr Herz so fürchterlich, daß sie an dem Schmerz über die verheerte Schöpfung und der Sehnsucht nach einem Lichtpunkt von Schönheit manchmal zu ersticken fürchtete. Sie konnte über die zarten Filigranarbeiten, die der Künstler Eligius auf ihre Bestellung in Gold mit angeschmiedeten Smaragden, Rubinen und indischen Edelsteinen anfertigte, Tränen vergießen. Und wenn sie die farbigen Miniaturen betrachtete, die der Alt-Kanzler

Audoën für sie sammelte, versank sie in den Wunderkelch der wehmütigsten Träume . . .

Dabei war dies alles noch nichts gegen die Schönheit ihrer heimatlichen Felsenküste, wo der Fischotter wohnt und in Tang und Seegraswatten die Möwe watet, oder gegen den gewohnten Frieden ihrer Mädchenjahre auf der wogenumrauschten Insel, wo eine junge Mutter mit ihrem Säugling ungefährdet von Meer zu Meer wandern konnte, und neben der eingefaßten Quelle an der Straße ein kupferner Becher zur Erfrischung der Reisenden hing.

Dies aber war die Schönheit, die sie auf der geplanten Reichsfahrt zu finden träumte. Denn sie machte sich das Christentum nicht so bequem wie diejenigen, die sich vor dem händeringenden Schwarm der Armen, Hungernden und Siechen mit dem sanften Sprüchlein „Gott wird euch nicht verlassen" kaltherzig hinter die Klosterpforte retten. Sondern es wäre ihr als Verrat an der Welt erschienen, ihr Hilfe und Mitgefühl zu entziehen, ohne sich vorher verläßigt zu haben, ob auf der von Blut und Tränen zerrissenen Erde nicht irgendwo doch noch ein Gnadenborn fließe, aus dem sich die Wunden den gleichen Trost zu schöpfen vermochten, den sie in der einsamen Zelle zu finden hoffte. Wie konnte es Selige geben, solange es Verdammte gab!

Freund und Feind versuchten freilich, sie von der abenteuerlichen Unternehmung abzubringen. Der gelehrte Audoën, indem er sie vor den Räuberhaufen warnte, die im ganzen Reiche in den ausgebrannten Römertürmen hausten und alle Wege sperrten oder unsicher machten. „Der Weg zum Himmel ist offen" — lautete darauf ihre Antwort.

Graf Ebroin dagegen, der Hausmaier ihres schwachen Sohnes, dem sie bei ihrem um sich greifenden Einfluß nicht schnell genug in einer Abtei eingeschlossen werden konnte, stellte ihr vor, daß die lange Reise, die nur ihre Weltlust aufwecken werde, der Vorbereitung zur klösterlichen Entsagung wenig dienlich sei. „Die Dinge der Welt lassen uns nur dann in Ruhe" — erwiderte sie diesem — „wenn sie in dreierlei Weise durch uns gegangen sind: in der Sehnsucht, im Besitz und in der Erinnerung. In den letzten Kreis des Erlebens bin ich noch nicht eingetreten . . ."

So begab sie sich denn auf die Fahrt durch das riesige Reich, das alle fränkischen Länder vereinigte, und fuhr mit ihrem Schiff, dessen Segel und Flaggen das Muttergottesbild schmückte, den Rheinstrom hinauf. Ihren ganzen Hausschatz, den sie samt allen Kleinodien in Gold verwandelt hatte, führte sie mit sich. Und so konnte sie aus vollen Händen spenden, wo den Siechen ein Haus, dem rodenden Einsiedler eine Hütte, der vertriebenen

Bauernfamilie eine neue Hofstätte, dem armen Dorf auf rauher Höhe eine Kirche zu errichten, dem Hungernden einen Tisch und dem Frierenden ein Obdach zu bereiten war.

Je weiter sie sich aber von dem blutgedüngten Schauplatz des lasterhaften Königshofes, wo Brüder sich wie Werwölfe zerfleischten, und aus der verpesteten Luft ihrer Umgebung entfernte, um so friedlicher breitete sich die Welt vor ihr aus, bis der trübe Flor vor ihren klaren Augen sich löste, wie der Rheinspiegel erglänzt, wenn sich der Morgennebel aus dem Stromtal erhoben hat. Sie sah Herden langlodiger Schafe im Muschelsand der Ufer grasen, die Gänse an den Bachmündungen mit den Flügeln schlagen. Sie hörte das Hirtenhorn hoch von den unzugänglichen Steinnestern der Gebirgsdörfer, die Kirchenglocken aus den Seitentälern schallen . . . Flöße und Nachen der Salmfischer begegneten ihr am Tag; und die Glocken der Halftergäule, die mit Wein und Waren beladene Frachtschiffe auf dem Leinpfad zu Berge zogen, läuteten durch die Nacht . . . Sie glitt an den Inselauen und umschäumten Klippen wilder Gefährte vorüber, wo Schiffer dem rettenden Patron der Steuerleute Heiligenhäuschen in die Brandung gestellt; vorüber an Felsenzacken, wo die aus Baumrinde gezimmerte Zelle eines Klausners mit ihrer Holzbank aufragte,

auf der sich der büßende Wallfahrer niederließ, um dem frommen Gesange drinnen zu lauschen ... Glitt vorüber an den Bergeshängen, von denen zwischen dem malerischen Dächergewirr angeklebter Lehmhütten hie und da noch die Rampe eines verfallenen Prachtbaues mit leuchtenden Marmorbildern ins Tal schaute ... Glitt vorüber, wo von dem Laubengang eines Herrensitzes die Rosen in den Strom hingen ... Legte an, wo sie abgehärmte Frauen zerlumptes Linnen auf der Strandbleiche ausbreiten sah ... Ging vor Anker, um dem Kaufmannszuge beizustehen, dem drüben auf der großen Heerstraße ein Überfall drohte ... Und stieg ans Land, wo das Unwetter die Weinbergterrassen gestürzt und herabrollende Felsblöcke Winzerdorf und Fischernachen in den Grund geschmettert hatten ...

Aber wie leicht war all der Kummer zu heilen gegenüber dem Höllensturz, dem sie entronnen! Die dankbaren Uferbewohner kränzten über Nacht den Bug ihres Schiffes mit Girlanden und steckten Birkenbäumchen auf das Heck. Aus der Hochburg der Sünden war sie ausgelaufen, voll Bangnis: mit schwarzen Segeln, auf einem Strom von Blut, zwischen Schädelbergen, eine unselige Fahrt zu vollenden — und nun schwebten rosablühende Pfirsichhaine an sonnigen Berglehnen ... Aus den Rebenzeilen hob sich der Karst des fleißigen Winzers in den blauen Himmel ... Weiße Wolken

weideten um die träumerische Halde des Hügels ... Am flachen Ankerplatz schwemmten und siebten Goldwäscher den köstlichen Sand, den eine Flottille von Riesnachen aus dem Strome fischte ... Das Rad der Schiffsmühlen rauschte den ewigen Takt seines plätschernden Wasserfalls, und Sommerfalter taumelten gegen ihr bekränztes Fahrzeug, das — statt grinsender Teufelsfratzen — Blumenketten widergespiegelt in der Tiefe begleiteten ...

Darum jauchzte ihr erlöstes, dankbares Herz. Und die Hände in das Spiel der Schmetterlinge gebreitet, stand sie in ihrem weißen luftigen Gewande, vom Rheinwind umfächelt, mit seidenglänzendem Haar auf dem Deck und weinte. Und die glückseligen Tränen fielen in den heiligen Strom. Obwohl nur ein leichter Lufthauch wehte, blähte sich das durchsonnte Mariensegel leuchtend über ihr, als wenn es zerspringen wollte.

Aber wenn der Wind sie anfangs nicht rasch genug von Bild zu immer wechselnden Bildern fortreißen konnte und ihre vorausfliegenden Sinne von Eindruck zu Eindruck jagten, in der Qual, die Fülle der Welt nicht eintrinken zu können mit einem einzigen allumspannenden, bis unter die Wurzeln greifenden Blick, so kam nun eine ruhevolle Sammlung über sie. Sie war untergetaucht in die offenbarende Tiefe des Rausches. Und wer einmal mit dem Übermaß des trunkenen Auges geschaut hat,

schweift nicht mehr in die Weite, um aus der Summe der Erscheinungen das herbeizutragen, was jenen Rest von Erfüllung gibt, den alles Endliche unserer Sehnsucht schuldig bleibt. Denn es gehört das vergrößernde Auge der Liebe dazu, das allein richtig sieht, über die tote Gegenständlichkeit hinaus zu erkennen, was die Vision des Dings und sein letztes Wesen ist.

Darum lag ihr Schiff nun überall träumerisch vor Anker, wie jemand auf der Heimatheide liegt und, gebunden im Nahen, doch die Himmel besitzt. Blickte das Wunder der Natur nicht aus dem Auge des Fohlenhirten wie aus dem Kirchhof am Strom? Der Tautropfen, der aus dem Liebfrauenmantelblatte rollt, legte das Universum in ihre Hand. In der bärtigen Fichte auf gehöhltem Fels ritt die ganze Phantastik der Erde. Sie vernahm in dem doppelten Schwung der den Stromlauf umbiegenden Bergketten die Musik der Welt ...

Aber anstatt der Weltlust in die Arme zu steuern, landete sie an einem ganz anderen Strand.

Je volltöniger nämlich Nähen und Fernen auf ihrer reichbesaiteten Seele spielten, um so weniger lud sie der Schauplatz der zauberischen Stunden zum wohnlichen Verweilen ein. Als ihr der Gaugraf, auf der umplätscherten Ufertreppe seiner von Blüten umsponnenen Pfalz stehend, erklärte, an ihrer Stelle würde er sich an rheinischem Reben-

hang einen sonnigen Witwensitz erbauen, entgegnete sie kopfschüttelnd: In der Kirche wohne man nicht. Und sich dem Liebsten zu vermählen, sei der Liebe Tod. Denn die Gnade der Vision werde nur einmal geschenkt, und Gewohnheit vertreibe die Geister des Schönen. Der Geist des Schönen aber müsse Gott selber sein, da nur Göttliches aufblühen könne zu schöner Erscheinung.

So führte sie die einmal erlangte Tiefe, die ein Grashalm sie gelehrt, zur Tiefe überall. Und bald erfuhr sie das letzte Geheimnis.

Es war in einer Mondnacht. Sich überschneidend faßten die schwarzen Berge den Strom in einen See und wie ein Geisterschiff stieg die Pappelinsel aus der Flut, überflimmert von Sternen ... Geheimnisvoll raunten die Wellen im Schilf, und einsame Hüttenlichter erglommen und erloschen rings an den Schrägen der waldigen Höhen ... Balthildis schaute von dem Heck ihres schaukelnden Schiffes in die leise verschleierte Runde, und mailicher Wohlgeruch mischte ihr aus Goldlacksüße, herbem Grün und Wasserfeuchte einen himmlischen Trank, während fern und nah die Nachtigallen aus dem Duft herüberschluchzten, in den sich die Gebirge allmählich auflösten ...

In leuchtende Seide verwandelt, schwoll das Mariensegel, in dem der Mondschein lag, aus dem Dunkel — zu Häupten der überwältigten

Schifferin. Zu ihren Füßen aber schwamm ein blendender Schild von bleichem Feuer auf der Flut. Und während sie zwischen den beiden Spiegeln überfließenden Glanzes in der Nacht stand und in die rauschenden Wasser schaute, mit denen schon so vieles Märtyrerblut und auch ihre eigenen frommen Tränen sich vermischt, schien die Welt auf einmal den Atem anzuhalten ... Die Strömung blieb stillestehn, plötzlich kristallklar bis in die Tiefe, und im Grund der Wogen erblickte sie — das Antlitz Gottes. Die Hände vor das Angesicht schlagend, brach sie in die Kniee und hob die Augen nicht, bis der Nachtigallenjubel von neuem einsetzte und der ewige Sang der Wogen wieder zu rauschen begann ...

Da beendete sie ihre Fahrt und reiste in das Marnetal, um in der Abtei vom Chelles, die sie selbst gegründet hatte, den Schleier zu nehmen.

Keine Prozession kündigte sie an, die unter Jubelliedern, Weihrauch und Kerzenglanz etwa Gebeine, ein Kleid, die wundertätige Partikel eines Heiligen oder gar einen Nagel von Christi Kreuz in edelsteinbesetzter Lade in das begnadete Kloster überführte. Und die Nonnen ihres Lieblingsstiftes wunderten sich nicht wenig, daß sie von keinem der hochwürdigen Bischöfe, die sie in Köln, in Mainz, in Straßburg und Konstanz besucht hatte, das Geschenk eines Reliquienstückes mitbrachte.

Nichts folgte ihr, als sie aus der Sänfte stieg, als ein Wagen, der eine rohe Tonne trug.

Aber das hölzerne Fäßlein, das sie von ihrer Rheinfahrt mitbrachte, barg ein wundertätigeres Gnadenmittel, als die Überreste aller Heiligen.

Denn als das Rheinwasser, mit dem es gefüllt war, unter den hängenden Zweigen der Blutbuche, die mitten in dem Garten des Kreuzganges stand, in kupfernem Becken spiegelte, da zeigte es sich, daß wer sich über den Rand der Schale beugte, — das Antlitz Gottes im Grund der Welle sah.

Und von der Heiligkeit des Klosters strahlte ein Licht aus über die kranke Welt.

Der gläserne Hirsch

„Wie komme ich edler Mensch unter diese Bauernlümmel!" hatte Amtsrichter Lynker beim Liebesmahl laut und vernehmlich den Kellner gefragt — mit dem Erfolge, daß er aus dem Kreise der ostelbischen Granden alsbald in den Westerwald versetzt wurde.

Er zwar erblickte eine Gunst darin, in den „Westen" verschlagen worden zu sein, und erstand sich Versbuch nach Versbuch, im Entzücken über die goldene Gesinnung dieser Landbewohner und die Wellenlinien der Gebirgslandschaft, die er jedem Bauernweib am Dungwagen, wie vom Feldherrnhügel herunter, in der Ferne zeigte.

Aber sonst ging unter den Staatsdienern des Ortes das Sprüchlein um:

„Ich wein' mir fast die Äuglein rot!
Mein Schatz, der muß nach Heutzenroth."

Und als der jüngste Sekretär des Gerichtes stolz an der Seite des ihm eben angetrauten Frauchens dem künftigen Ehesitze zukutschierte, da sprang ihm das junge hübsche Ding beim Anblick der paar Häuser, die sich da im Schnee verloren, aus

dem Schlitten und wollte allen Ernstes durch Eis und Flockentreiben wieder heimlaufen.

Im Grunde lebte man in dem Dorfe nicht besser und nicht schlechter, als in anderen dörflichen Nestern, in denen zwischen den Misthaufen der Bauern ein paar Beamte wohnen; wo nachts noch keine Laternen brennen, weil es nach einem Ausspruch des Kriegervereinsvorstandes eine sehr gesunde turnerische Übung ist, bei Glatteis sich seinen Weg im Dunkel zu suchen; und wo die nächste Bahnstrecke, auf der nur Wagen dritter und vierter Klasse verkehren, auf Schusters Rappen in einer Stunde zu erreichen ist — sofern man nicht einschneit, im Regen ersauft oder auf der baumlosen Basaltstraße am Sonnenstich darniedersinkt. Die mitfühlende Brust des Amerikaners, eines eingesessenen Gastwirtsohnes, der durch einen Bierflaschenpatentverschluß drüben zum Millionär geworden war und noch alljährlich während der Jagdzeit in seinem Heimatorte Hof hielt, hatte das Los der Beamten freilich einigermaßen gelindert und etliche Häuser hingestellt, bei denen Küche und Schweinestall nicht unter einem Dache lagen, und selbst der Thron des Hauses nicht mehr als Schildwachthäuschen draußen neben der Jauchenpumpe stand.

Wer auf ein paar Sommertage in der alten Gastwirtschaft einquartiert war, in deren Fenstern die wilden Reben schwankten, konnte natürlich

nicht begreifen, wie man es in diesem Idyll nicht sollte aushalten können, wo die Rotschwänzchen in den Gerichtsakten bauten, und wo man morgens vom Bette aus sehen konnte, wie die Rehe drüben äsend am Wiesenhang standen. Stundenlang wandert man, ohne einer Menschenseele zu begegnen, nur begleitet von dem Lied der Telegraphenstangen, die sich endlos in die Weite ziehen. Über Heiden mit ihren Hünenblöcken! Durch Basaltkrater, deren Orgelpfeifensäulen aus schwarzen Wassern aufsteigen, in denen die gelbbauchige Unke klagt ... Wälder über sich, die wie Götterhaine auf den Kuppen stehen ... An bachdurchrieselten Erlgehölzen hin, in deren violetter Dämmerung der Seidelbast blüht und die mohnblaue Holztaube gurrt ... Das Ährenmeer entlang, in dem die Roggenfrauen sich wiegen und biegen wie Serpentintänzerinnen in duftigen Schleiergewändern ... Und die Ortschaften um die Bergkegel wie hochgetürmte Burgen ... Der erzglänzende Lichtgürtel um die Ferne ... Die großen Glocken der Heidebuchen, so hoch von der Erde, als eine Schafherde sie abfressen kann ... Die Flatterlaute der Blätter! Der Glanz, der über das Gras der Erde läuft! Und das ewige Windesrauschen wie ein unsichtbares Meer ...

Menschen aber, die in der Natur leben, verkehren nicht mit der Natur, wenn auch die Apfel-

bäume wie treue Hunde die Straßenränder begleiten und sich jedem zur Gesellschaft anbieten, der vorübergeht; die Waldstämme den Spaziergänger sofort in stürmischem Werben umschließen; die Wolken sich vor die Fenster legen wie wartende Kutschen; und Hecken und Wege, Felsen und Bäche rufen: Sieh mich, sieh mich! Auf den Postkarten der Gastwirte, die den Feldgeruch in der Rocktasche tragen, prangt statt der Landschaft ihr nüchterner Backsteinkasten; und auf ihren ungedeckten Tischen stehen wollene Blumen. Der Bauer, der mit Heu und Herde unter einem Dache schläft, versitzt seine Hosen in der Gerichtsstube. Und die andern —? Vielleicht hat mancher von ihnen in seiner guten Zeit den Werther in der Tasche getragen. Aber es wird keine zarthäutige Birne auf den Westerwald verpflanzt, deren Schale nicht schließlich zu hartem Leder wird, und vieles schläft ein inmitten einer Bevölkerung, die sich den lieben, langen Winter damit beschäftigt, auf das Schmelzen des Schnees zu warten. Die einzigen aber, die den Kopf in die Landschaft heben möchten, die armen Kühe, die kalben, Milch geben und fahren müssen zu gleicher Zeit, werden unter das Doppeljoch gekoppelt, daß sie den Blick wie wahnsinnig in die Erde bohren.

Nur der junge Rechtsanwalt Borkenhagen hatte in den fünf Jahren, die er Viehprozesse und Nach-

barhändel führte, von dem Westerwalde nichts weiter angenommen, als eine immer größere Stille; und wenn er auch von seiner mit Lachen erwachenden und mit Lachen einschlafenden Frau sehr verschieden war, so wußten sich doch beide darin einig, daß den verfeinerten Menschen eine Welt von dem Bauern trennt. Denn während er auf den einsamen, geisblattversponnenen Waldwegen zum Dichter geworden war, brachte Frau Ly einen Lebensstil mit, der sich vom Künstlerischen nicht weit entfernte. Eine alte rheinische Traubenhökerin hatte vor dem damaligen Bräutigam schon den Parzenfinger erhoben: „Wo derfe Se dann so e fei Dam enuff uff de Westerwald schleppe bei die Kihbauern, wo sich die Säu um die Sonn beiße!“ Und darin hatte sie recht. Denn wer den Bauernkittel nicht anzieht, hat unter Bauern einen schweren Stand; und Frau Ly liebte die Rückkehr zur Natur nicht bis dahin, wo man sein Heimweh in die Schürze schneuzt und den Suppenkroppen warmstellt im ungemachten Bett. Wie sie tapfer gegen den Schlosser kämpfte, der es als eine Beleidigung gegen ganz Heuzenroth ansah, daß sie ein Schloß angebracht haben wollte, um nachts die Haustüre zu verschließen, so mied sie auch das Gesellschaftsleben, das darin bestand, daß die „Damen“ mit breitem Buckel, auf den Ellenbogen liegend und den Deckelkrug vor sich, in tabaksqualmerfülltem

Wirtszimmer neben den Männern um den langen ungedeckten Tisch herum saßen und aus verschmierten Wachstuchbüchlein Lieder gröhlten oder in däftiger Hausbluse auf den Kegelschub zogen.

Zu einem förmlichen Bollwerk gegen die Verbauerung aber gestaltete sie ihren eigenen Haushalt, in dem bis auf das Löffelchen, mit dem man den Zucker umrührt, und den seidig durchschienenen Lampenschirm jeder Gegenstand ein Kunstwerk war, so daß der Herr Oberlandesgerichtspräsident, als er auf der Revisionsreise seine Aufwartung machte, nicht erstaunter hätte im Türrahmen stehen bleiben können, als wenn er in einen verzauberten Berg geraten wäre. Selbst der glühende Feldmohn, der in seiner Kristallkugel mit sichtbaren Stielen immer auf dem Eßtische stand, war ihr manchmal verleidet, weil es eben Ackerblumen waren und keine Rosen. Schließlich pflanzte sie zwar all die edlen Sorten: die lachsfarbene Madame Abel Chatenet, rosa umsäumte weiße Bourbonrosen, die safrangoldne Madame Ravary; aber nur Madame Truschky, die Schneekönigin, kam auf in dem schlagenden Wind und Regengepeitsch.

Wie ihre Rosenbeete inmitten der Rübenäcker der Gemarkung und der Grasgärten des Dorfberings, hinter deren Lattenzaun Sonntags die Kühe weideten, stand sie selbst unter der Ein-

wohnerschaft. Man kann es einem Rosenstrauch nicht gleich ansehen, wenn er nicht kräftig Wurzel geschlagen hat im Erdreich. Im ersten Jahr dorrt eine Knospe und im zweiten Jahr eine. Vereinzelter werden die Rosen und fast zu schwer für den matten Stiel. Unfruchtbare Wasserschüsse treiben hoch und die Augenreben bleiben zurück. Nur der Gärtner sieht, daß er nicht wächst, sondern vegetiert.

So war auch Frau Ly an der Wurzel krank. Die Stille lastete auf ihr mit bleiernem Druck, und die Einsamkeit benahm ihr die Lebensluft. Sie war zu gesellig, als daß ihr ein Buch den Menschen ersetzte, und ohne die Gesellschaft des Mädchens graute sie sich in ihrem eigenen Haus. Allein auf unbelebten Wegen zu streifen, wäre ihr erschienen wie ein Fall in den Weltraum, und wenn sie mit ihrem Manne hinauswanderte, den sie mit Beruf und Kunst teilen mußte, so freute sie des seltenen Besitzes sich so unbändig, daß ihr vor Fragen und Sagen und Sicherleben Auge und Ohr fehlten für die Natur ringsum. Vielleicht war auch geheime Eifersucht im Spiele, weil sie merken mochte, wie er in jeder Erscheinung unterging, gleich ovidischen Götterlieblingen, die sich verwandeln in Baum und Strauch. Da war er ihr plötzlich, obwohl sie dicht vor ihm stand, auf geheimnisvolle Weise entschwunden in ein Reich,

wohin sie nicht folgen konnte, und sie sah sich einsam, hilflos und grauend einem Doppelwesen gegenüber, das ihr eben traut und eben fremd sein konnte.

Dann saß er da oben, wo sie ihm den schönsten Raum des Hauses hergerichtet hatte, und ließ ihre Hand los; wußte nicht mehr, daß sie es war, die ihm in das große dreiteilige Fenster die ganze Landschaft gleichsam hereinholte; die ihn mit Relimportieren und Polstertüren gegen jede Störung verschanzte; und ihm die Erde zugelegt mit weichen Teppichen, daß der Laut seines eignen Schrittes ihn nicht hindere, die Stimmen der Stille zu hören und ihn zurückrisse in die Haft der Umwelt aus visionären Fernen. Und ihr Wirken und Dasein erschienen ihr sinnlos. Wie haßte sie dieses weltabgeschiedene Dorf, wo einen keine Menschenseele erreichen konnte — dieses Haus, in dem sie von dem ewigen Einsitzen fror wie ein Eiszapfen, obwohl die Heizung Wärme strömte, daß die Wände von Sprüngen zerrissen.

Sie übernachteten einmal in einem Gebirgshospiz, das von Eisbergen umzackt, drei Viertel des Jahres in Schnee gepackt liegt bis unter das Dach, daß kein Holzfeuer die Kälte aus den Steinmauern treibt, und die Reisenden, in wollene Decken gehüllt, fröstelnd im Bette liegen wie in Gletscherspalten — da hatte er wenigstens die Hand auf

ihren Rücken gelegt, die warme, warme Hand, die sie noch immer in Gedanken dafür küßte.

Sie lachte nicht mehr . . .

Aber eines Tages kam sie mit einem Entschlusse heim . . .

An den Schollenstolz der Dorfgemeinschaft wagt so leicht niemand zu rühren. Wer dazu gehört, muß tun, als ob der Ort, an den er zufällig verschlagen ist, der lieblichste Fleck der Erde für ihn sei. Darum hatte Frau Ly geglaubt, daß sie mit ihrem Schicksal allein stehe. Als sie aber eines Sonntags der Frau ihres Bürovorstehers, der das erste Kindchen gestorben war, einen Trauerbesuch abstattete, da hörte sie den Schrei der Einsamkeit, den sie selbst im tiefsten Herzen verschlossen, ausbrechen in lauter Verzweiflung, und sie mußte den Schleier auf die Stirne schieben und weinend auf das feine Batisttaschentuch beißen, während die schwarzgekleidete Mutter in Todesblässe vor sich hin wimmerte über die langen Abende, die nun wiederkehren würden; die Wintermonate, da man sich morgens frage, warum man sich vom Lager erhebe; über die Ereignislosigkeit und lastende Stille sich ewig gleichbleibender Tage, da man jeden Regentropfen hören muß, der auf das Fensterblech fällt, und allein sei mit der nagenden Maus im dunklen Nebenzimmer, den Käuzen auf dem abgestorbenen Baum und dem heulenden Nacht-

wind. Denn mit dem Kinde sei ihr alles fortgenommen, was sie habe, und hinter den kleinen Fenstern könne sie jetzt wieder sitzen an der menschenleeren Straße, wie inmitten einer Flucht von Gefängniszellen, in denen alle hier schlafend hindämmern und seufzen — allein und kinderlos.

„Allein und kinderlos!" Mit dickgeschwollenen Augen saß Frau Ly am Abendtische vor den halbzugezogenen Sackleinenvorhängen, in deren nächtigem Spalt das Christushaupt des zerfließenden Mondes über ihr schwamm.

„Warum hast du geweint?"

Sie legte sanft die Hand auf seine Hand und fragte, ob es ihn störe, wenn sie Lenzi Prigge und die Kleine einmal einlade?

„Dann lasse ich auch Hans mitkommen ... Ich sehne mich nach einem Menschen!"

„Einst hast du gesagt, ich sei deine Heimat," und das Kinn zuckte ihr.

„Du brauchst ein weibliches Wesen, und ein Mann braucht zuweilen einen Mann ... Wir beide sind dasselbe ... Wir erweitern uns nicht."

„Ist von deinen letzten Werken nicht eins schöner und bedeutender geworden als das andere?"

Aber er schüttelte heftig den Kopf und verwünschte den Ort als eine Wüste, deren Todesstille alle Stimmen des Innern zum Verstummen

bringe; und auch das gähnende Menschenvolk umher mit jenem Gang wie seine Ruhe, das den Besten schließlich müde und schläfrig gähne. Oft fehle ihm schon der Drang, das Bild aus dem Blocke zu hauen, das die Seherstunde ihm aufgedeckt, und die Erscheinungen verblaßten. Eine Maschine aber, die nicht in Tätigkeit gehalten werde, müsse endlich einrosten. Und wie dieses erlebnislose Dasein Quellen in ihm wecken solle! Auch seinen Stand verwünschte er, der zur Eile drängend hinter seinen Schaffensstunden stehe und ihm immer nur ein ungefähres Bild der Vision aufs Blatt zu werfen erlaube, das der Schärfe der Vollendung entbehre; und der in der emsigsten Zeit, zwischen Faden und Faden immer und immer wieder in die Türe träte und das zarte Web zerreiße, wie wenn man einer Spinne das Netz so lange zerstöre, bis sie nicht mehr fähig sei, sich neue Fäden aus dem Leibe zu ziehen.

Da hielt ihn Frau Ly in dem stürmischen Auf- und Abgehen an, indem sie den Arm in seinen Arm schob, und erinnerte ihn daran, wie ihn Männer der Großstadt glücklich gepriesen, daß er nicht im engen Zirkel von Literaten lebe, sondern im Ganzen der wirkenden Welt.

„Was in aller Welt aber habe ich von solchen Eseln, die meinen, daß sie hochgeistig mit mir reden müßten, und sich schließlich selbst für Schöpfer

halten, die nur nicht wie dieser ‚Faulenzer' Goethe die Zeit haben, jeden Einfall niederzuschreiben! Geh mir mit Männern des Talars und der Geschäftigkeit!"

Sie fragte ihn, ob er glaube, daß sie einen Tag länger hier bliebe, wo sie nicht begraben sein möchte, wenn sie nicht gefunden hätten, hier sei sein Element — trotz alledem.

„Wenn nur nicht jede Realität auf diesem leeren Schauplatz sich riesenhaft vor einen stellte; jedes Geräusch in dieser Grabesstille den ganzen Weltraum erfüllte! Habe ich hier je etwas empfangen? Immer abwehren und abwehren und die Arme stemmen gegen Dinge, die mich nichts angehen und mich erdrücken!"

Sie zog ihm die Hand, die er vor die Stirne schlug, vom Gesicht und zwang ihn, sie anzusehen.

„Und ich? Die mit ausgespannten Armen vor deiner Türe Wacht hält und dir Kämpfe erspart, die sonst der ritterliche Gatte für seine Dame ficht! Möchtest du einmal einen Tag die Myrmidonen abwehren? Ich übernehme gern das Dichten!"

Da mußten sie beide lächeln, und sie setzte ihm die Vorteile ihres zurückgezogenen Daseins in ein freundliches Licht; bewies ihm — immer mit streichelnden Händen — wie oft seine Schwäne schon Enten gewesen, und nannte ihn ihr Kind, das sie

noch immer mehr behüten und betreuen müsse. Nur unter Menschen müsse er mehr.

Freilich sein alter Jugendfreund Hans Prigge, der dem Westerwald die schieferbekleideten, säuberlichen Bahnhöfe mit tiefherabreichenden Dachhelmen und grünbemalten Läden verschafft hatte, dampfte wie gewöhnlich auf Dienstreisen im Lande umher; und Lenzi kam mit dem kleinen blonden Lockenkopf allein. Frau Ly, endlich wieder einmal in guter Gesellschaft, war durchrötet wie ein Rosenblatt, und Ilslein auf dem Schoß und die Freundin auf dem Sofa neben sich, lud sie alle im stillen aufgehäuften Hausfrauensorgen und den ganzen Berg ihrer tragikomischen Erfahrungen aus dem Landleben vor dem verstehenden Kulturmenschen erlöst von sich ab. Was die Stadt automatisch verabreicht, sind hier nämlich Feineleutspossen, und nur mit dem größten Energieaufwand läßt sich durchsetzen, daß der Bäckerbursche die Brötchen im Beutel bringt und nicht in den Hosentaschen. Bedanken muß man sich, wenn sie einem überhaupt was bringen. Bäcker, Barbiere und Wirte gibt es nicht. Sondern das eine ist Herr Hommerich, der aus Gefälligkeit auch jemand ein Brot überläßt; das andere ist Herr Kölwinger, der aus Freundlichkeit auch Haare schneidet; und der dritte Herr Holzappel, der auch einmal als Gastwirt aufwartet, sofern er nicht gerade Klee heimzuholen hat. War-

um nicht! Beamte und ähnliches Volk sind ja nur hergelaufene Hungerleider gegen den Bauern, und wenn er auch nur so viel Grund und Boden besitzt, wie Erde in einen Blumentopf geht.

Und die Damen kamen auf Volkswirtschaft und Kunst und Gatten und Kind; und Ilslein rutschte von dem Schoß herunter und stellte sich vor die funkeläugige Frau Ly, die sich ihre italienische Reisedecke aus terrakottafarbener Seide umgeschlagen hatte, und sagte: „Tanti, weißt du, hier ist's wie im Himmelreich und du bist die Frau Königin!" Onkel Borkenhagen aber, obwohl er sich selbst Generalpermeß erteilt hatte, in seiner Klause zu bleiben, konnte dem ungewohnten Klang der Menschenstimmen im Hause nicht widerstehen und kam herunter; und er mußte mit Ilslein um die Wette laufen, über die Gräben springen, und das sehnige Ding schoß wie ein Windspiel auf die Wiesen voraus und zurück, mit hoch aufgeworfenen Röckchen. Er machte ihr aus Mohnknospen rotröckige Meßdiener im Garten, während ihnen der Frosch auf dem Rand der Regenbütte zuschaute und Schmetterlinge sich an die Hauswand setzten, wand ihr rosane Wicken ins Haar, ließ ihr den Quecksilbertropfen aus dem Kapuzinerkressenblatt in das gehöhlte Händchen rollen, und das halloende Ding mußte die Naturwunder gleich Mutti und Tanti vorführen, und es war ein Jubel im Haus,

als wenn die Heinzelmännchen aus allen Ecken hervorschlüpften und auf Treppen und Tischen turnten und Polka tanzten.

Aber auch die Landschaft entzauberte sich, wenn Borkenhagens Gäste hatten. Dann erschien ihnen die ganze Gegend wie ihr eigner Park, dessen Besitz ihnen an der Seite des mitgenießenden Menschen ein grenzenloses Reichtumsgefühl zutrug. Und Frau Lenzi mußte die köstliche Luft probieren und sagen, ob sie nicht wie ein Trunk aus Bergquellen schmecke; sie mußte vor den wildgeformten Apfelbäumen stehenbleiben und beipflichten, daß jeder seinen persönlichen Charakter habe, wie ein Mensch; sie mußte sich an den Kleeblattschatten der Wasserspinnen im lichtbraunen Bache mitentzücken; mußte bestätigen, daß man auf dieser welligen Hochebene mit ihren Muldenschatten und bleich sich in die Ferne wiegenden Hügelketten wie entkörpert über der Erde schwebe; und muße die Farbenfreudigkeit der Welt mitentdecken an diesen Dörflein mit ihren roten Scheunentoren, schwarz und weiß gefelderten Giebeln, ihren bunten Hähnen, goldenen Dunghaufen und bis auf die Erde reichenden Moosdächern — von Tannenpinseln überragt . . .

Als es an die Abreise ging, klammerte sich die Kleine an beide Frauen an und schluchzte bitterlich. „Ihr lieben Frauenzimmer, ihr zwei lieben Frauenzimmer," schluchzte sie immerfort und beruhigte

sich erst, als ihr der Onkel einen moosigen Rosengallapfel brachte, der, unter das Kissen ihres Bettchens gelegt, sie nach Heußenroth zurückzaubern sollte.

Kinder wissen um das Muttertum im Weibe; und Frau Ly hätte am liebsten geweint, als die kleinen Ärmchen sie zum Abschied umhalsten. Als der Läutehammer des Bimmelbähnchens hinter dem Tonfeldeinschnitt verklang, fiel ein grauer Schleier über die Welt, und nur die träumende Erinnerung kehrte mit dem schweigenden Menschenpaare zurück in das stillgewordene Haus. Lange Zeit verweilte sie bei ihnen, wiederholte ihnen abends bei der Lampe liebe Worte und ließ Gestalten ein, die als Hausgäste mit ihnen beratschlagend und plaudernd zusammensaßen. Das Wichtigste aber war, daß sie eines Tages Otto Borkenhagen ein Heft mit unbeschriebenen Blättern auf dem Schreibtische aufschlug, das sich allmählich anfing zu füllen; und er mußte es oft in später Nacht, wenn er trotz seines leisen Trittes Frau Ly beim Zubettegehen aus dem Schlafe geweckt hatte, noch herüberholen und vorlesen, was er den Tag über daran geschrieben; und oftmals schlief die warmwangige Frau mit dem Heft am Herzen ein, lächelnd, als wenn sie ein Kind im Arme hielte. Das dauerte so lange, als die Erinnerung den Dämmerschein zu verbreiten imstande war, der die äußere Welt umnebelt und

aus dem Menscheninnern eine andre emporhebt. Aber die beiden Welten kämpfen ewig miteinander; und zuletzt drückt sich immer wieder das Gesicht der Wirklichkeit an die Scheiben, und der Träumer muß aufwachen und blickt wieder in die alte Welt.

Dann kamen die einförmigen Tage wieder mit ihrem ewigen Ausblick auf die einsamen, menschenleeren Flächen, in die nicht einmal der Wechsel der Jahreszeiten einen Unterschied bringt, nur daß die Hasen Sommers im Staub und Winters im Schnee auf der Landstraße sitzen; es kamen die langen, einsamen Wochen, in denen man fast das Sprechen verlernt, daß es Otto Borkenhagen schien, als wenn er sich im Plaidoyer jedesmal die Sprache neu erzeugen müsse; und manchmal wenn er zu Hause laut für sich hinsprach, verstummte er mitten in seiner Rede vor dem geheimnisvollen Klang dieser fremdartigen Laute. Alles wurde ein Schrecknis. Wie Frau Ly ewig von irgendeinem Geräusch der Kopf in die Höhe fuhr, sei es, daß ein Laden im Wind geigte oder ein Bahnzug fern durch die Nacht zog, so ward er, wenn er mit dem Rücken gegen das dunkle Fenster lesend auf der Chaiselongue lag, plötzlich grauenvoll sich bewußt, daß er, nur durch die Scheibe getrennt, in den schwarzen Weltraum überhing, der abgrundtief hinter ihm gähnte. Die angelehnte Tür des Nebenzimmers beunruhigte ihn, als schaue ein Gesicht durch die dunkle Öffnung

ihres Spaltes. Wenn ein Fuhrwerk abends mit weither sichtbarer Laterne die Straße herankam, so sah er Geister Rücken an Rücken dem schlafenden Fuhrmann auf dem Wagen sitzen, im Dorf sich eins nach dem andern verabschieden und in die Häuser schleichen. Die Käuze ums Haus, deren gewohnter Ruf ihm anfangs wie eine Abendglocke klang; ein mähender Bauer, dessen Sense noch in der Dunkelheit rauschte, jagten ihm Schauer über den Rücken. Allein — in Totenstille und Einsamkeit verwandelt sich die Natur auch am hellichten Tag. Die menschenleere Straße empfängt auf einmal lebendige Wesenheit; gehörnte Teufelsmasken schauen über den Berg; kriechende Wolken sträuben geflammte Rückenkämme auf; der Wald hat Augen; der Wind einen dämonischen Willen; senkrecht fliegende Männer lassen sich im Regengrau hängend auf die Erde herab; die Sterne ziehen sich näher und näher über dem Haupt des hilflosen Menschen wie ein Dornengeschling zusammen; gefangen unter der Tierwildheit ihn umschleichender Elemente, steht er dem Wahnsinn nahe, in einem unbekannten Reich. Otto Borkenhagen schrie nachts im Schlaf, daß ihm Frau Ly entsetzt den Mund zuhielt und ihn rüttelte, bis er schweißgebadet aus dem Angsttraum erwachte . . .

Sie schickte ihn selbst, obwohl ihr vor dem Alleinsein graute, zu seinem Freunde Hans, daß er mal

herauskäme aus diesem verhexten Nest und was anderes sähe. Hans Prigge hatte schon lange geschrieben, daß das Fremdenzimmer, das er zum ständigen Absteigequartier für ihn eingerichtet habe, auf ihn warte. „Am liebsten schenkte ich dir ein Eisenbahnerbillet, Otto," schrieb er. „In jeden Zug springen, den du grade rauchen siehst, und in Paris erwachen oder in Petersburg oder was weiß ich! ... Bereit sein ist alles ... Das Eisenbahnerbillet."

Es traf sich, daß er Strohwitwer war, als Otto unangemeldet erschien; und seltsamerweise bedauerte dies keiner der beiden Freunde, sondern sie lächelten beide darüber, daß sie wie zwei Junggesellen sich allein im Hause gegenüberstanden. „Bestimme, was du willst," sagte Hans, „ich bin ganz dein Schatten... ich bin nur dein Schatten."

Und sie schlenderten durch die Straßen der Großstadt wie zwei Provinzler, der Herr Regierungsrat und der Herr Notar, und Otto Borkenhagen bekam Augen wie ein Bub in der Menagerie und freute sich über die Autohupen und die Kutscherflüche, über die Firmennamen und den Straßenstaub, über die Blumenhändler an den Ecken und den Schutzmann im Verkehrsgewühl, über die teerenden Asphaltarbeiter zwischen den Gleisen, über die gelbe Posttram und die Zeitungsausrufer, über die Ellenbogenstöße, die er bekam, das Drahtnetz

zu ihren Häupten, die Stickluft im Café und die silbernen Kellnerknöpfe, über das schlechte Restaurationsessen, über Getut und ohrenzerreißendes Gerassel, Benzingestank, wahnsinnige Schaufensterreklame und jeden Gebrauch seiner ausgehungerten Sinne. Sie ließen sich durch das flutende Menschengedränge treiben, geschoben von dem dichtesten Gewimmel, und wenn Hans lächelnd von Zeit zu Zeit „Nun, Bäuerlein?" sagte, so antwortete Otto: „Ach, Menschen! Menschen!" Und das war ihre ganze Unterhaltung. Sie blieben vor den Theaterkästen stehen, vor den Zeitungskiosken, vor den Litfaßsäulen und den Kinoeingängen mit ihren giftigen Lichtern.

„Wollen wir hinein, Hans?" ... „Ich bin ganz dein Schatten, Otto." Es war noch Zeit, sich's zu überlegen ... Doch sie überlegten gar nichts, sondern vergaßen das Theater und Kabaret, Vorträge, Konzert und Zirkus und standen auf einmal wieder vor der Haustüre und gingen befriedigt hinauf. Sie nölten in allen Zimmern herum; Hans tischte Tee auf und Lukwasaft, Quittenpasten, Anchovisbrötchen und Krachmandeln; und sie aßen Kraut und Rüben durcheinander; fanden dann, daß sie die Wandbilder umhängen müßten; stellten darnach den tanzenden Faun vom Schrank auf den Schreibtisch und den bronzenen Fischzug vom Schreibtisch auf den Schrank und setzten sich in

einiger Entfernung auf die Sessel, um ihre Gruppierungskünste zu begutachten, bis Hans schließlich fingerschnalzend aufstand und jenes mosige Gewächs herbeibrachte, das Ilslein seit ihrem Besuche in Heuzenroth immer unter dem Kopfkissen liegen haben mußte. „Kennst du das noch?“ Und er steckte es dem Besuche zu Ehren lächelnd der Hexe in die Hand, die auf dem Flammenbündel ritt, dem Beleuchtungskörper, der über ihnen schwebte . . .

„Ich habe auch was vom Westerwalde mitgebracht.“

Da gab Hans seinem Freunde schweigend die Hand, streckte sich zum Hören auf die Chaiselongue; und der Dichter las sein neues Werk. Ein japanischer Lampion brannte hinter ihm wie ein roter Mond, und er las verlegen und scheu über die erste Preisgabe seines innersten Ichs und kurzatmig vor Bewegtheit, nur von träumerischen Ausrufen des Entzückens unterbrochen, die der Zuhörende, die Hand auf den Augen, von Zeit zu Zeit dazwischen warf. Gleich am Anfange schon rief er: „O, dieses Bild, wie die Sonnenscheibe blutrot in den weißen Birnbaum sinkt! Du bist ein Japaner, Otto, du bist ein Japaner!“ Nach einer Weile streckte er, ohne die Augen zu öffnen, die Hände über sich: „Diese Weite, Otto! Nein, diese Weite! . . . Ich schwebe im Luftschiff . . . Durchsichtige Schleier von Tannenschutzgehegen auf den Höhen, von dem

roten Band der Weidenröschenblüte durchflochten! ... Der dunkle Rahmen der Friedhöfe, mitten auf kahle Trieschlandschrägen gelegt! ... Die gewundene Talstraße wie ein silberner Fluß, auf den die Märchenburgen der Wälder herabschauen, bis in die gläserne Hügelkette der Ferne hinein, weit... weit ..." Und immer öfter kamen die Ausrufe.

„O, das lies noch einmal!"

„So aber zwingt die Natur zur Wahrhaftigkeit. Nie täuscht sie dich mit unterhaltendem Tand über dich hinweg, wie dich die Großstadtstraße mit dem schwindelnd vor dir abrollenden Film ihrer Nichtigkeiten von dir hinwegzieht, ohne daß du in dem Farbentanz der Oberfläche inne wirst, welche leere Hülle du bist. Aber gehe einen Tag über Westerwälder Heide! Sie unterhält dich nicht, wenn du dich nicht selbst unterhalten kannst. Hier gibt es nichts zu gaffen, weil ein Schutzmann einen Radler aufschreibt oder der Schneiderin im vierten Stock der Kanarienvogel aufs Dach geflogen ist. Hier mußt du dich langweilen, wenn du nichts mitbringst. Hier schreit sie dir gellend in die Seele hinein: Hohl bist du! Daß du emporfährst und an dir leidest und dich herumschlägst mit allen Gewalten, bis du lebst, lebst, wahrhaft erlebst, was an Dir vorüberzieht."

„Otto, zieh du hierher und laß mich nach Heutzenroth ziehen!" So ging es fort; und als der Vorlesende nach dem letzten Kapitel, heiser und er-

schöpft, das Heft zuklappte, sprang Hans auf, faßte ihn um die Schulter, nannte ihn Bahnbrecher und rief ein über das andere Mal voller Erstaunen aus, was er alles seinem Dorfe verdanke. Er drückte ihm sein liebstes japanisches Reispapieraquarell, auf dem ein blühender Kirschzweig in den Mond hineinragt, in die Hand; legte seine liebste Teetasse dazu, auf deren eierschalendünnem Porzellan ein weißer Reiher im Nebel träumt; ja das irdene Senftöpfchen, das gerade auf dem Tische stand, und hätte ihn am liebsten mit allem beladen, was er ringsumher greifen konnte. „Betrachte alles als dein, Otto! Betrachte dies als dein Haus!"

Noch durch die geschlossene Schlafzimmertür rief er dem Freunde zu, daß gleich den nächsten Morgen Schritte getan werden sollten, um das neue Geisteskind hinaus in die Welt zu senden . . .

Jeden neuen Tag drängte Hans seinen Freund zu den verlockendsten Großstadtgenüssen, indem er schon beim Frühstück die ganze Liste der Vergnügungen aus der Zeitung herunterfragte. Aber dieser gelangte zu der Überzeugung, daß das Gefühl, jetzt alles haben zu können, schon Genuß genug sei, und schließlich warfen sie das Blatt beiseite und waren sich darüber einig, daß die Zeitungen nichts als Unglück in die Welt gebracht hätten; Hingebung und Glaube sei alles, und nichts das Wissen, wie der Held des neuen Romans es richtig

ausspreche. So kamen sie unvermerkt wieder auf den Westerwald . . .

„Sage mir, Otto, was war das erste, was dir die Augen für das Schöne geöffnet hat?"

„Das ist ein merkwürdiger Gegenstand. Du kennst vielleicht die böhmischen Glastiere, wie sie die Landgänger vor langen Jahren in den Westerwald brachten. Du mußt nicht an den gelb und blau gesprenkelten Glassyrup denken, aus dem die Muranesen in Gegenwart der Fremden schnell vier Beine, Schwanz und Hundekopf mit der Pinzette herauszupfen. Es waren duftige Wesen: feuerbraune Teufelchen und weiße Christbaumengel, rote und weiße Hirsche, so schlank und zart, daß du Furcht hattest, sie anzufassen. Solch ein milchweißer Hirsch, der auf wasserhellem Rahmen von Glasstäbchen spazieren ging, stand in dem Bauernhause, in dem ich als Junge oft bei meinem Großvater zu Besuche war. Natürlich wußte ich damals nicht, daß ich wegen des feinen, hochbeinigen Geschöpfes auf dem Eckbrettchen so gern zum Großvater ging. Dazumal kaufte mir meine Mutter noch, weil ich so schnell aufschoß, die Anzüge immer zu groß, so daß ich erst allmählich in meine Kleider hineinwuchs. So geht es uns ja mit allen Dingen; so ging's mir auch mit dem Hirschen. Als ich ihn längst vergessen zu haben meinte, wandelte er plötzlich in mondscheinschimmernden Wäldern geisterhaft vor mir her;

und ich sah wieder die roten Kastanien am Dorfbach, der so niedrig war, daß die Hühner im grasdurchwachsenen Wasser herumspazierten, wie sonst nur die Enten tun; ich sah wieder Großvaters alten Knecht, der mich auf dem Franzosengaul mit der roten Halfterquaste reiten ließ und auch im Sommer den wollenen „Pallentien" dick um den Hals geschlungen trug; sah die Weckbobben und Weckhasen in der Fensterauslage des Bäckers; sah die Schnitzeldarre in dem Schlafzimmer, in dem mein Bett stand; den Käsekäfig über dem Giebelfenster, den ich immer für ein Vogelbauer gehalten hatte; hörte die Hammelmäuschen wieder in der Wand und schmeckte das ganze Dorf, das so seltsam nach Walderde, Holzkohlenbrand und Milchschweizern riecht... Ich weiß nicht, wo das zierliche Wesen hingeraten ist... ich habe ihn nirgends wiedergefunden, obwohl ich ihm jahrelang nachgewandert bin und immer noch, wenn ich in ein Bauernhaus komme, nach meinem Märchenhirsch fahnde..."

„Laß ihn! Ich habe ihn in deinem Buch mit bleichem Geweih vorüberschreiten sehen. Du hast ihn, Otto, du hast ihn... Und ich sehe auch schon seinen Nachfolger auftauchen, den du nicht wahrnimmst, weil er noch lufthell in Luft vor dir steht, weil er dir noch zu nahe ist, weil du noch nicht in deine neue Kleidung hineingewachsen bist, weil die

umschaffende Macht des Traumes noch nicht walten kann. Soll ich dir sagen, was der neue auf seinem Rücken trägt? ... Ein Kind wird auf dem weißen Hirsch dahergeritten kommen — das reine Kind der Natur! Und du wirst es herunterheben und auf deinem Arm uns Stadtmenschen bringen, glaub es mir!"

Aber über Ottos Gesicht fiel ein Schatten. Ernst schüttelte er den Kopf. „Die Natur ist kein Kind... Sie ist dunkel und grausig ... Und vielleicht sind deshalb die Bauern bei uns so schweigsam und verschlossen; wie die Seeleute, die immer das Fürchterliche sehen und den Tod und die Einsamkeit ..."

„Otto, du bist ein Sonntagskind; zu dir wird sie reden — singen, Otto, singen!"

„Du weißt das nicht ... Sie ist ein stummer, steinerner Riese, mit dem man ringen muß — übermenschlich ..."

„So ringe mit dem Riesen, Otto, bis er zum Kinde wird, mit dem du spielen kannst. Ringe mit ihm!"...

So unterhielten sie sich in diesen Tagen, in vereinzelten Gesprächen gleichsam nur ausruhend von dem tätigeren Schweigen, das zwischen ihren befreundeten Naturen klingende Fäden spann ...

Als Otto Borkenhagen abreiste, hatte er von der Großstadt nicht viel mehr gesehen, als Hans Prigges vier Wände.

Frau Ly war gar nicht entzückt, daß er früher heimkehrte, als sie ihn erwartet hatte, da sie besorgte, er habe die erhoffte Befreiung von der Bürde des schwerblütigen Einsiedlerlebens nicht gefunden. Aber als er alles berichtet hatte: wie die Tage hingegangen, was Hans zu dem Werke gesagt, das sich schon auf der Reise ins Menschenland befand; und als er noch tausendmal mehr gefragt worden war, als er beantworten konnte, lachte sie hellauf. „Da bist du ja die ganze Zeit über im Westerwalde geblieben!!"

Da wurde er sich dessen erst bewußt und erinnerte sich, daß der Heutzenrother Rosenapfel während der ganzen Zeit wie ein Zauberstab in der Hand der reitenden Hexe über ihm geschwebt.

„Und da soll ich also auch bei den Bauern bleiben?" — „Weißt du man kann in der Stadt kaum atmen ... Man erstickt ... Luft hast du nur hier ... nur blinzelnd kannst du die Augen aufmachen vor Sand und stechendem Zeug ... und beständig meinst du, deine Lunge wird schwarz, wenn du nicht das Taschentuch beim Atmen vor Mund und Nase hältst. Und ..."

„Und deshalb soll ich hierbleiben? Deshalb ganz allein? Und weil ich einen Mann habe, der hier Schönes schaffen kann, nicht? Und weil ich all das Schöne hier mit ihm erlebt habe, nicht? Und weil ich ein großes Kind habe, neben dem ich nun

einmal gar nichts anderes brauchen kann ... nicht Stadt und Trubel und Häuser und Menschen ..."

Und sie nahm seinen Kopf in beide Hände, streichelte, verküßte und hätschelte ihn: „Und der ganze liebe Kopf mit allem, was darin ist, ist mein, ganz allein mein! Und keiner draußen ahnt, was sich in dem süßen Versteck unserer Abgeschiedenheit alles verbirgt ... Aber sei still! Den Reiseranzen bekommst du an den Türpfosten gehängt, damit du jederzeit zu Hans Prigge flüchten kannst auf die — Westerwälder Heide!" ...

Er hielt still wie ein Opferlamm und sagte, so gut man mit gefesseltem Munde sprechen kann:

„Mm ... Abstand ... mum, mm ... von den Dingen ... mum, mm ... sagt Hans Prigge ..."

Der Frühmesser

Wenn man auf dem Rücken des Rochusberges steht, der sich als letzter Ausläufer des Gebirges über Bingen in die fruchtbare Ebene vorschiebt, und die helle offene Rheinlandschaft überschaut, die der silberne Strom mit seinen schiffsförmigen Auen wie eine breite Lichtstraße heiterer Tiefen durchzieht, so dächte man nicht, daß unter dem lachenden Spiegel die Asphodeloswiesen des Todes liegen — wäre die Erinnerung daran nicht durch eine Sandsteintafel an der Kapelle wachgehalten, die sich mit weithin sichtbarer Turmspitze über dem bewaldeten Bergesriegel erhebt.

Und wenn die Kirche das irdische Leben auch verwirft, so gibt sie durch diese Tafel, in welche die Namen von achtzehn verlorenen Menschenleben eingegraben sind, doch unwillkürlich zu erkennen, daß das Überleben unseres göttlichen Teiles noch nicht mit dem Grab in den Wellen versöhnt — mag es immerhin in der Tragik der Welt beschlossen scheinen, daß die Idee nur siegt, indem ihr Träger zugrunde geht.

Freilich wäre aber auch mit der Rettung unserer

körperlichen Wesenheit wenig gewonnen, wenn damit nur unsere weltliche Erscheinung aus den Fluten gezogen würde und das Ewige nicht ebenso gut in dem Überlebenden imstande wäre, seinen Triumph zu offenbaren über den Tod — wie es bei jenem Unglück der Fall gewesen ist.

Es war am zweiten Ostertage. Rheinische Studenten waren zur Feier ihres Stiftungsfestes in dem alten, fröhlichen Bingen zusammengeströmt, und das Couleur beherrschte die ganze, sich um die finstere Burgmasse herumlagernde Stadt, die ihren reichsten Flaggenschmuck angelegt hatte — bei den engen Häuserzeilen und winkeligen Gäßchen ein buntes, festlich bewegtes Bild.

Am Ufer des schiffbelebten Stromes und auf Weinbergspfaden leuchteten die farbigen Mützen auf. Züge dicht besetzter Wagen schlängelten sich die Fahrwege zur Höhe des Rochusberges, des Scharlachkopfes und des Schloßbezirks hinan, und die bärtigen alten Herrn mit dem Stürmer auf dem grauen Haar schossen noch einmal in die Blüte der verflossenen Burschenherrlichkeit, gleich den Pfirsichbäumen, deren rosige Schleier wieder über allen Hängen schwebten ...

Man hatte einen Salondampfer gechartert, der, bewimpelt und mit einer Kapelle an Bord, die singenden Musensöhne in Gesellschaft ihrer Damen an Sanden und Pappelauen vorüber führte, deren

duftige Kulissen im Bronzegold des ersten Grünens erglänzten.

Wenn man morgens über den Wassern getanzt hatte, so tanzte man am Nachmittage — auf der sonnigen Burgterrasse droben, wo man weit über die wogige Berglandschaft des Hunsrücks hinüber schaut — über den Gipfeln, tief unter sich die schimmernden Schleifen des Nahetals und den stillen Rhein, auf dem die Schleppzüge klein vorüberzogen.

Dann kam in festlich erleuchtetem Saale, von dessen Galerien die Damenwelt zuschaute, der große Kommers, dem die Chargierten in vollem Wichs präsidierten, mit seinen Trinksprüchen, Verbrüderungen und der unermüdlichen Sangesbegeisterung, die ein gleichgestimmter Kreis jugendlicher Herzen auslöst.

Ein Fackelzug, der dem Kai entlang sich mit der schwankenden Kette seiner glühenden Lampions phantastisch in den nächtigen Fluten spiegelte und die ganze Einwohnerschaft des Städtchens an die Fenster lockte, beschloß die bewegten Tage, bei denen eine Freude die andere abgelöst hatte . . .

Als auf den Schleppzügen, die auf der Binger Reede vor Anker lagen, längst kein anderes Licht mehr brannte, als die halbmast gesetzten ruhigen Nachtsignale, begab sich eine Gruppe von zwanzig Personen, die nachglühenden Bilder warmen Er-

lebens in der Brust und sich in fröhlicher Unterhaltung durch die Dunkelheit anrufend, nach dem Hafen, um sich auf die andere Rheinseite übersetzen zu lassen, wo man noch einen späten Zug zu erreichen gedachte.

„Der Sang ist verschol—len ... der Wein ist ver—raucht ..." sang ein etwas angeheiterter Philologe in wehmütigem Baß hinter den andern her.

Der Schiffer, dessen eigener Nachen zu niedrig geeicht war, kettete eigenmächtig einen größeren fremden Kahn von der Bake los, und obwohl ihn einer anschrie, ob er auch das Sprichwort kenne „Wer den Rüdesheimer versäumt, muß mit dem Binger fahren" — wobei er allerdings possenhaft den Finger an die Nase legte — lachte die zum Scherzen aufgelegte Schar (und der Schiffer mit ihr) und tastete sich sorglos die dunkle Landetreppe hinab in den umplätscherten Kahn, der unter der starken Belastung sogleich bis an die Eiche einsank.

„Der Frühmesser hat um sieben Uhr morgens Feierabend ... Warum gehen wir schon?" prozeßte der Philologe mit dem geistlichen Herrn, der ihn als letzten die Steinstufen hinableitete.

„Herein in den Seelenverkäufer!" trieb ihn ein Spaßvogel zur Eile an.

Perlendes Frauengekicher und breites Männerlachen ... Jäh unterbrochen durch einen jener unscheinbaren Vorfälle, die manchmal unser Schick-

sal bestimmen. Einer von der Gesellschaft, der schon mit eingestiegen war, wurde nämlich von seinem Hunde gezwungen, am diesseitigen Ufer zurückzubleiben, da der weiße Fox im letzten Augenblicke mit einem Satze plötzlich aufheulend wieder aus dem Nachen schoß und mit Mark und Bein durchdringenden Jammerlauten und gegen alle Lockungen zur Rückkehr taub, so lange auf der Hafenmauer hin und her tobte, bis sein Herr notgedrungen dem winselnden Tiere nachfolgte . . .

Die laute Vergnüglichkeit war mit einem Male dahin und schweigend stieß der Kahn vom Lande . . .

Man hatte von dem Fackelzuge einen roten Lampion mitgebracht, mit dem man sich die nächtliche Wasserpartie in eine venetianische Gondelfahrt zu verwandeln gedachte. Aber sowie man in den offenen Strom gelangte, kam ein östlicher Wind über den Wasserspiegel gestrichen, den die Schiffer bei der Überfahrt nicht gerne sehen, und die Kerze fing zu flackern an und — erlosch mit einem Mal . . .

Beängstigend legte sich die unvermutete Finsternis, von welcher der Lampion plötzlich verschlungen schien, auf die Fahrenden, und unwillkürlich rückte man dichter zusammen und hielt sich mit der Hand an dem Bootsrande fest. Zum Entsetzen aller begann der Philologe mitten in der allgemeinen Beklemmung wieder seine wehmütige Melodie anzu-

stimmen, wie Trunkene manchmal zu tun pflegen — was übrigens den Eindruck eines seltsamen Tiefsinnes macht — aber er fand keinen, der mit einstimmte, sondern wurde sofort mit gedämpftem Sst zur Ruhe verwiesen . . .

„Es tau—meln die Wel—len ins Me—er," summte er zum drittenmal, ohne die gegen ihn gekehrte Entrüstung zu begreifen und verstummte dann.

So fuhr der dichtbesetzte Nachen eine Weile in tiefer Dunkelheit dahin. Nur die kleinen Lichtpunkte am jenseitigen Ufer, an die sich die Augen aller Insassen anklammerten, blinkten fern herüber und man vernahm nichts anderes, als die Riemen zwischen den Dollen knarren, die angestrengt gegen die starke Strömung anruderten, das Plätschern des Wassers und manchmal jenes verlorene Gurgeln, das so geheimnisvoll kommt und geheimnisvoll geht . . . .

Der Schiffer konstatierte gerade an den nackten Klippen der Krausau, die dicht vor ihm auftauchten, daß man die Stromesmitte erreicht hatte, als auf einmal einer zu spüren meinte, daß ihm die Füße naß wurden, und unsicher unter sich fühlte. Er erstarrte in der tastenden Bewegung und zischte tonlos hervor: „Wasser im Boot!" . . .

Der Schiffer vernahm es, griff blitzschnell, um das losgelassene Ruder rechtzeitig wieder aufzu-

fangen, mit der Hand nach der Streu und überzeugte sich davon, daß das Sickerwasser tatsächlich über dem Trittbrette stand.

Sofort schleuderte er, während alle entsetzt die Füße unter den Holzsitz der Seitenbänke heraufzogen, den Schöpfer unter sie.

Aber trotzdem die Männer in rasender Eile schaufelten und schaufelten, daß der Wasserstrahl ununterbrochen gegen die Bootswand platschte, stieg die Flut höher und höher empor. Die Frauen stießen Schreie aus und klammerten sich an ihre Nachbarn oder wollten aufspringen. Doch der Schiffer rief unentwegt dazwischen „Sitzen bleiben . . . Alles sitzen bleiben" und immer lauter „Sitzen bleiben" und ruderte, daß sich die Riemen bogen . . .

Da warf der erste mit den Worten „Jetzt wird's schlimm" seinen Rock ab und sprang in den Strom.

Nun war kein Halten mehr. „Hierher, Herr Frühmesser" . . . „Meine arme Mutter" . . . „Ach, meine liebe, liebe Schwester" . . . „Mein Kind, allmächtiger Gott, mein Kind" . . . „O helft mir doch" . . . wirbelte der Menschenjammer durcheinander. „Es tau—meln die Wel—len ins Me—er" — die singende Stimme des Philologen dazwischen . . .

Aber alle Hilferufe verhallten in dem Donner

eines Bahnzuges, der drüben am Ufer erleuchtet rheinaufwärts eilte.

„Die fahren ins Leben und wir in den Tod," weinte eine Frauenstimme noch ...

Der Schiffer tat erst den letzten Ruderschlag, als ihm das Wasser schon über den Händen stand.

Und nun trat das ein, was die Leute ein Wunder nennen; und was auch ein Wunder ist, wenn man darunter nicht versteht, daß Gott das Naturgesetz durchbricht, sondern es einmal in voller Harmonie walten läßt.

Als der Frühmesser, der bis zuletzt schweigend auf der Ruderbank gesessen, nämlich sah, daß sie alle verloren waren, richtete er sich langsam von seinem Platze auf, breitete mitten über die nach allen Seiten Hinwegschwemmenden wagerecht die Arme aus und spendete, selber sinkend, über den versinkenden Häuptern und Händen die große Absolution.

Und während er die feierlichen Worte des Ego vos absolvo sprach, verstummte das Röcheln der Ertrinkenden und es ward Stille über der Wasserfläche, als wenn nichts geschehen wäre ...

Indem er aber die segnende Priesterhaltung einnahm, blieb er, bis über die Hüfte versunken, in dem Strome stehen. Er stand in den Wogen und versank nicht ...

Er versank nicht, sondern stand aufrecht in den

Fluten. Der Nachen unter seinen Füßen war nicht gewichen und im Gleichgewichte trug ihn die Kreuzesform seiner betenden Gebärde ...

Da erinnerte er sich, daß es Ostern war und Auferstehungstag, wo das Meer die Toten herausgibt, die darinnen sind, und sah im Geiste seine versunkenen Fahrtgenossen aus den Wogen emporstreben; und im Verlangen, mit ihnen und für sie aus der Tiefe emporzuschweben, ließ er die Arme weiter ausgebreitet und jeder Muskel seines sehnlich aufgereckten Körpers ward Schwinge, angespannt zum Auferstehungsflug ...

Daß er währenddessen, auf dem unter dem Wasser treibenden Kahne stehend, den Strom hinabfuhr, wurde ihm nicht bewußt. Denn inmitten des strömenden Wassers, das den Fahrenden über seine Eigenbewegung täuscht, nimmt man nur wahr, daß man sich fortbewegt, wenn man feste Uferpunkte ins Auge faßt. Und das tat der Aufwärtsblickende nicht, der zur Höhe hinangedehnt, zu Tale glitt ...

Er trieb an dem Mühlstein vorbei ... an den Felsenköpfen der Fiddel ... an dem Nahegrund ... an der Mäuseturminsel ... schoß pfeilschnell durch die Bänke des Binger Loches ... die lange, mit Weidenbüschen besteckte Kribbe des neuen Fahrwassers hin ... auf die Leistenklippen zu ... trieb die ganze, weite, von Gefahren umlauerte Strecke

bis zum Klemenssand hinab und — merkte es nicht, sondern schwebte, von der Strömung zwar zu Tal gezogen, aber in seiner Empfindung nach oben gehoben, wie ein Geist dahin, der, die Todeslaken abstreifend, aus den Fluten schleiert.

Da gewahrten Fischer, die in derselben Nacht unter dem Rheinstein ihre mit dem Schleppgarn behangenen Nachen eben zur Ausfahrt rüsteten, als der Mond die Wolken teilte, plötzlich die unirdische Erscheinung und trauten ihren Augen nicht, als sie sahen, wie sich das Bild mitten auf dem Rheine heranbewegte — eine aufrechte Gestalt, die mit sehnlich geöffneten Armen durch die Fluten zu wandeln schien. Aber als sie näherkam und sie das menschliche Wesen erkannten, wagten sie es, die Nachen loszuwerfen, ruderten hinüber und fingen den Schiffbrüchigen in dem Augenblicke auf, als er ohnmächtig hintüberzusinken drohte.

So hatte ihn die Balance als den einzigen Geretteten zu dem Ziele getragen, das er nicht gesucht hatte — jene Balance zwischen dem Geistigen und Körperlichen, die allmächtig ist und die Elemente zwingt, dem Menschen zu dienen, wie aus all unserem Beginnen, wenn nur der erste Schritt von einer zentralen Kraft geführt war, auch der zweite und folgende sich von selbst ergibt, weil der Schlüssel des vollendeten Tuns die Tiefen des Universums aufschließt, daß die Engel der Höhe und die Dä-

monen der Abgründe herbeistürzen, um ihm zu helfen und an seinem Siege beteiligt zu sein . . .

Als die raschentzündlichen Rheingauer ihren Pfarrherrn am anderen Morgen mit Girlanden um den zweispännigen Wagen heimführen wollten, verbat sich der Gerettete freilich das gutgemeinte Schmuckwerk und öffnete auch auf keine der Fragen, mit denen das wundersüchtige Volk ihn bestürmte, die strengen Lippen.

Denn er fühlte in der Tragik jener achtzehn blühenden Menschenleben, die den Tod in der Tiefe gefunden, daß auch die scheinbar reinste Lösung des Schicksals, weil sie nur am Einzelmenschen sich manifestiert, so lange die schmerzlichste Sehnsucht hinterläßt, als an der göttlichen Erfüllung nicht die ganze Menschheit teilnimmt, sondern der einzelne für sie das Gleichnis bleibt . . .

Und das erste Amt, das der Auferstandene verrichtete, war ein feierliches Requiem für die Toten, bei dem er so bleich und geisterhaft zwischen den Kirchenkerzen stand, wie er über die Tiefen des Stroms gewandelt war.

Die Fähre der Völker

Als die tröpfelnden Salze, die an den feuchten Dornenwänden der Gradierwerke niederschleiern, die Luft des Münstertals noch nicht mit ihrem Meergeruch erfüllten, und die Wildsprudel des Salinengartens erst einige kleine Badehütten speisten, stieg mit den wenigen Familien, welche die warmen Quellen des abgeschiedenen Fischerdorfes aufsuchten, auch ein vornehm gekleidetes Fräulein ab, das der Heilkraft der Brunnensohle allerdings wenig zu bedürfen schien.

Denn wie es zuweilen bei rassigen Blondinen der Fall ist, färbte ihre gesunde Haut ein kupferner Ton, als wäre sie eben aus peitschendem Salzschaum gestiegen; und ob Regen, ob Sonnenschein kletterte sie wie eine Gemse zwischen den wild zerrissenen Klüften und wolkenstürmenden Schroffen des nachbarlichen Waldgebirges umher.

Steil schießen die Porphyrwände dort am jenseitigen Flußufer empor. Und wo der Rehrenbach durch die Schlucht, die er sich selbst ins Gestein gewaschen, in die Nahe stürzt und eine breite Sandschwelle abgelagert hat, ist die einzige Übergangs-

stelle offen geblieben, wo ein Nachen anzulegen vermag und die Bewohner der ärmlichen Fischerhütten daher oftmals hinüberflüchteten, um ihr Leben ins Gebirge hinauf zu retten, wenn das Hochwasser des durch die Berge beengten Flusses den weiten Talkessel in einen See verwandelte.

Hier an dem dunklen Eingang des engen Felsentores, den Pappelreihen geheimnisvoll in die Tiefe begleiten, steht ein Fährhaus im Schatten des Weidengebüsches, aus dem der Ferge tritt, wenn das Holüber des Reisenden unter den überhängenden Erlen der flachen Flußseite erschallt.

Dieser Ferge war es auch, dessen Nachen das umherstreifende fremde Fräulein bald täglich von Ufer zu Ufer trug.

Schon das erste Mal, als das prinzessinnenhafte Figürchen den zierlichen, mit Kreuzbändern gegehaltenen Schuh in den Nachen setzte, errötete der hochgewachsene Jüngling bis über die Ohren.

Als sie beim zweiten Male den Florentiner, den sie am Arme trug, hinüberschwenkte, hatte er statt des grauen Schifferwamses seinen Sonntagsstaat angelegt.

Als sie ihm das dritte Mal in dem Nachen gegenübersaß, war er so in den Anblick des feuerhäutigen Wesens verloren, daß er das Ruder zu gebrauchen vergaß.

Er küßte die Welle, die das duftige Mädchen-

bild in sich getragen und ihm durch die Berührung ihrer Hände geheiligt schien...

Bis der arme Bursche eines Abends nicht mehr wußte, was er tat. Im Schutz der Dämmerung, die sein Gesicht verbarg, blieb er bebend vor ihr stehen und sagte, auf seine zusammengelegten Hände niederschauend, als wenn er ein Gebet spräche: Ach, daß sie nicht seine Frau werden könnte. Aber das Wort war ihm noch nicht entflohen, als er sie, bestürzt über den Klang seiner eigenen Stimme, mit seinen beiden ungefügen Händen hilflos am Armgelenk packte, daß sie laut aufschrie.

Dann schlug sie ihm lachend mit dem Schleierende über die Nase und sagte: Schade, sie heirate nur einen Mann mit sieben Ahnen. Ehe er nicht sieben Ahnen nachweisen könne, wäre es nichts mit ihnen beiden. Und sie wollte sich dabei ganz zerlachen... Noch drüben vom anderen Ufer winkte sie lächelnd mit dem Schleierende nach ihm zurück.

„Wie bekomme ich sieben Ahnen?" fragte er früh und spät, auf seinem halb ans Land gezogenen Kahne sitzend, und wie eine Trauerweide übergebeugt in das Wasser, wo er noch immer ihr Bild im Wellengrunde zu erblicken glaubte.

„Was fragst du mich, armer Junge" — sagte die Tiefe — „in der alle Bilder zerrinnen? Ich habe kein Gedächtnis für verflossene Dinge. Frage einen, der ansässig ist im Land!"

„Aber wen?... Aber wen?" jammerte der Unglückliche.

„Wen?" hörte er den samtbraunen Goldlack an der Felswand sprechen, wo das Wasser ewig aus dem Stein in das Waldmoos tröpfelt. „Wenn ich auch noch jung bin, so wachse ich hier schon lange genug. Als der Rheingraf noch auf dem unzugänglichen Felsennest über uns horstete, wo jetzt der Himmel durch die Burgruinen blaut, hat mich sein Töchterlein mit eigner Hand gesät, und ich habe mich fort und fort gesamt bis auf diesen Tag. Schon damals stand das Fährhaus im Lichterspiel der Silberweiden, und von deinem Ahn hinübergeführt strömten Roß und Reisige in blinkenden Zügen über den Fluß... Das sind freilich erst vierhundert Jahre her. Aber vielleicht weiß der Holunder, der älter ist als ich, dir mehr von deinen Ahnen zu sagen..."

Da ging der Ferge zu dem Holunderbaum, dessen dicker Stamm sich ebenfalls aus einer Spalte der steilen Felswand hervorkrümmte und den mächtigen Schirm seiner weißen Blütenteller schräg gegen die Sonne stellte, und klagte diesem sein Leid.

„Da kommst du allerdings an den rechten," sagte der krumme Holunderbaum. „Ich habe die Zeiten des großen Kaisers gesehen, vor dessen Pfalz da drüben die Schiffe der Welt anlegten. Der fränkische Turm ragte in die Wolken, wo jetzt die Burgtrümmer

über uns bröckeln. Nur das Fährhaus steht unverändert an seiner Stelle, soweit ich zurückdenken kann. Und deine Ahnen haben die Winzer übergesetzt, die drüben auf sonnendurchglühten Wänden das Weinland anrodeten; und die Hirten, die ihre Schweineherden mit Schellen um den Hals drüben zur Eichelmast führten; und die Großen aller Länder, die zum Hoflager des mächtigen Kaisers ritten; und die Reisenden, die damals nicht in den Salzquellen, sondern in dem kleinen Münster drüben Heilung für ihre Leiden suchten... Sie alle führte deine Fähre aus den feuchten Bergen hinüber in die sonnige Ebene. Ich habe freilich erst neunhundert Jahre gesehen. Aber vielleicht weiß der wilde Stachelbeerstrauch, der älter ist als ich, dir mehr von deinen Ahnen zu sagen."

„Sprich etwas lauter," rief der Stachelbeerstrauch, als der Jüngling auch ihn um Rat anflehte. „Ich habe mich nämlich von einem Markolf etwas höher am Felsen hinaufpflanzen lassen, weil mir das hungrige Volk, das alles an mir vorübermarschierte, als ich tiefer unten stand, schon die Beeren abriß, als sie noch hart und grün waren. Ich glaube, die ganze Welt ist nämlich an mir vorübergewandert. Mit Jochvieh und Hausgerät, mit Karren und Knechten, mit Weib und Kind kamen sie damals. Ich weiß nicht, ob es Eroberungsfahrten waren oder Kolonistenheere. Ich weiß

nur, daß sie wanderten und wanderten. Ein Stamm mit seinem Häuptling hinter dem andern. Jahraus, jahrein. Tag und Nacht. Und über die Fähre deines Vorfahrs, der schon damals in dem Fährhaus wohnte, wälzte sich die endlose Menschenwoge aus dem Gebirge hinüber in das fruchtbare Tal. Mehr kann ich dir nicht melden bei meinen zwölfhundert Jahren. Aber frage einmal die Akazie, die ist älter als ich ..."

„Nach sieben ganzen Ahnen suchst du so lang, du Menschenküken, dessen Väter hier schon das Ruder führten, als der Legionssoldat noch über uns auf der hölzernen Galerie seines strohgedeckten Wartturms die Pike schulterte!" — lachte die alte schrumpelige Akazie und schüttelte die weiße Lockenperücke ihrer Blütentrauben. „Jawohl, über deine Fähre sind die Kohorten unter ihrem goldnen Adler in die sonnigen Gefilde des großen Stromtals gezogen; und die Kaufmannszüge, denen sie den Weg gebahnt, mit der Pracht ihrer Gold-, Silber- und Elfenbeingeschirre; und die vornehme Welt, die sich drüben an den Rebenhängen Villen baute, in denen man auf gemalten Fußböden ging. Fünfzehnhundert Jahre reicht mein Gedächtnis zurück. Aber wenn du mehr wissen willst, so frage einmal die Linde, die ist älter als ich ..."

Da wandte sich der Fährmann an die Linde. Und der Lindenbaum, der so alt war, daß seine

Äste wie ein Geflecht von Lindwürmern in die Lüfte fuhren, wies ihn an die Mistel, und die Mistelkugel mit ihren Glasbeeren wies ihn an die Eibe. Und der alte zerfetzte Eibenbaum, dessen Wurzeln sich wie bleiche Gerippe in der nagenden Welle krümmten, sagte:

„Du also bist das Kind meines alten Freundes, der mit mir großgeworden ist vor dreitausend Jahren. Denn soviel sind die Tage meines Lebens, mein Sohn. Er hatte euer Fährhaus auf Pfahlrosten in den Fluß gebaut und fuhr, wie du, die fellbekleideten Jäger hinüber in den undurchdringlichen Wald, in den ihr Steinbeil die erste Lichtung schlug. Dann gab er das Ruder seinem Sohn — auch deinem Ahn. Das war, als die Weissagungen mistelbekränzter Priester unter wilden Gesängen dort über uns vor dem dampfenden Götterstein zum Himmel schallten.

Und auch er gab das Ruder weiter an seinen Sohn, jenen deiner Väter, der die ersten Pflüger auf dem Nachen hinüberfuhr, wo sie Blockhäuser aufrichteten, mit dem Schädel des Pferdes am Giebel.

Dann kamen die Tage, wo sie mit gellenden Schlachthörnern, Raubvogelflügel am Helm, aus den Bergspalten herabstürmten, und die Fähre deines Ahns den ersten Krieg in die Ebenen trug.

So wanderte das Ruder von Hand zu Hand. Vom Vater auf den Sohn. Von Kind auf Kindes-

kind. Denn die Wanderzeiten haben nicht aufgehört, wie die Menschen von gestern sagen, sondern ewig ziehen die Völker über deine Fähre nach der großen Heerstraße der Welt... Du bist aus altem Blut und weißt es... Und wenn du vor deinem Fährhause in die Tiefe gräbst, so findest du in der Totenstadt der Menschheit die Ahnentafel und den Erbschatz deines alten Stamms."

„Nun habe ich Ahnen genug" — rief der Ferge ganz verwirrt. „Aber was plant sie um Gottes Willen mit den vielen Fährleuten? Will sie alle mitheiraten?" — fragte er mit einer Art von Eifersucht und trat zu allererst vor den Wasserspiegel, um sich zu überzeugen, ob er von dem fürchterlichen Altertum, mit dem er verwurzelt war, nicht verschrumpft sei wie eine Mumie.

Aber wenn ihm auch zunächst der Kopf brummte vor den schwindelnden Abgründender Zeit, die unter ihm klafften, so dämmerte ihm doch allmählich etwas davon auf, was es um die Ahnenschaft ist.

Wenn sich die Fahrgäste an Sonntagen auf den Seitenbänken der Fähre drängten, war es ihm beim Anblick der Schatten, die den Kahn im Flutengrunde lautlos begleiteten, als ob die ganze Ahnenreihe seiner Vorfahren in der Tiefe, Kopf an Kopf, geheimnisvoll mit ihm führe. Und wie er mit dem ererbten Anzuge seines Vaters bekleidet ging, so schien es ihm auch, daß er in dem Wesen

seiner Ältervåter stecke und alles, was in ihrem Blut gekreist, in sich aufgenommen habe und als der allein noch lebende Verwalter, auf dem die Verantwortung für das alte Familienerbe ruhe, fortsetze.

So wurde er sich auf einmal ehrwürdig. Und zugleich hob ihn eine seltsame Unabhängigkeit, weil er das Recht, sogar die Pflicht fühlte, so und nicht anders zu sein, wie er war. Und in dem schönen Reichtum, an unendlichem Strang in den Tiefen seines Urgrundes verankert zu sein und sich im Einklang zu befinden mit verwandten, allgegenwärtigen Geistern, nahm er sich vor, sich nichts zu vergeben und sich der vornehmen Prinzessin keineswegs aufzudrängen, wenn sie den einfachen Fährmann etwa auch jetzt noch verlachen sollte.

Nichtsdestoweniger fiel ihm das Herz in die Schuhe, als sie eines Morgens aus lustiger Kehle wieder ihr helles Holüber erklingen ließ. Und er konnte kaum erwarten, bis sie das Auge von den regenbogenfarbenen Schaumblasen abwandte, die sie im Fahren von der ruhigen Wasserfläche schöpfte, um schließlich lachend zu fragen:

„Was machen unsere sieben Ahnen, Herr Fährmann?"

„Was die sieben Ahnen machen?" antwortete er, verletzt von dem spielerischen Ton, und schwieg sie mit flehender Miene an.

Aber da sie ihre klaren, erstaunten Augen voll zu

ihm aufschlug, konnte er die frohe Kunde nicht länger in sich verschließen und erzählte ihr nun alles, was er von dem Goldlack, dem Holunder, dem Stachelbeerstrauch, der Akazie, der Linde, der Mistel und dem Eibenbaum erfahren.

Lautlos hörte sie zu. Bis der Kahn ans Land stieß. Da spritzte sie ihm die Tropfen ihrer nassen Hand übers Gesicht und entsprang in ihren weißseidenen Pantöffelchen, indem sie fern aus den Waldbäumen zurückrief: „Das muß man mir erst beweisen, Herr Fährman!"

„Wie soll ich das beweisen?" tönte das Echo.

Da erinnerte er sich an den Rat des alten Eibenbaumes, holte Harke und Spaten und fing an, vor dem Fährhause den Erdboden aufzugraben.

Als er kaum damit begonnen hatte, knirschte der Spaten und zum Vorschein kam ein goldener Fingerring, in dem die Inschrift stand: „Ich kehre in mich zurück..."

Er grub tiefer, da klirrte es abermals und in Händen hielt er eine silberne Gürtelspange mit schön eingelegten roten Feldern.

Ein paar Spatenstiche darunter schälte sich das flache Kännchen eines kleinen Tonlämpchens aus einer Grundscholle.

So grub er weiter und warf die vielgewundene Schlange einer bronzenen Armspirale ans Tageslicht.

Danach leuchtete ihm eine Halskette aus großen, lazuliblauen Glasperlen entgegen.

Und zu unterst in der Erde deckte er ein graues Tongefäß auf, das ein Menschenantlitz mit einer halbverloschenen Inschrift trug.

So beschwor er die Zeugen der Vergangenheit, einen nach dem andern, aus den Gründen empor, und mit ihnen Stockwerk um Stockwerk, stieg das Fährhaus herauf, bloßgelegt bis zu den Fundamenten der dunklen Tiefe, umklungen von dem Raunen des ewigen Sterbens und Entstehns...

Ohne ein Wort zu sagen, stellte der Fährmann die ans Licht gehobenen Schätze vor die fremde Wanderin hin, als sie mit dem Abendnebel in der Waldschlucht auftauchte.

Mit großen, runden Augen saß das Käuzchen im Felsenloch und flog schreiend auf. Urton erschauerte. Mit jedem Stück, das sie scheu in die Hand nahm, blickte sie den jungen Fergen andächtiger an, und ihre Augen wanderten zwischen den Zauberdingen und ihrem Herrn suchend hin und her...

„Ich kehre in mich zurück" flüsterte sie fröstelnd die Worte des Ringes, den Blick entgeistert auf den geheftet, in dessen Erscheinung sie den Wunderspruch plötzlich leibhafte Gestalt gewinnen sah.

Als sie die Inschrift des Lämpchens entdeckte, die lautete: „Die Flamme in mir wird nicht er-

löschen," wurden ihr vor dem heiligen Schauer seiner ewigen Person die Kniee schwach.

Mit stockendem Atem entzifferte sie schließlich die Runen auf der Urne mit dem Menschenantlitz: „Fürsten waren meine Gespielen, als aber der Todesengel mir nahte, war ich ohnmächtig." Da suchte die furchtsame Ahnensucherin Schutz bei dem, vor dem sie sich fürchtete, und breitete die Arme nach ihm aus: „O, so nimm auch mich, rastlose Wandrerin, auf in den ewigen Ring und laß mich an deiner Seite sitzen, der die Seelen in die Welt hineinfährt und führe mich, wie du die Völker vom Jenseits zum Diesseits geleitest, an den Strand des Lebens hinüber — der Fährmann meiner Seele!"

Er sank vor ihr hin und küßte ihr die Wanderfüße, die sie zu ihm hergetragen aus weiter Ferne.

Da warf sie ihr vornehmes Seidenkleid ab und setzte sich wie ein Landmädchen schweigend zu ihm in den Fährnachen . . .

„Was wird man von uns einmal finden in ferner, ferner Zeit?" — fragte er und verschloß ihr zugleich den Mund mit Küssen, während der Specht seinen Hochzeitswirbel aus dem mailichen Walde erschallen ließ.

„Wir verbrücken die Ufer" — antwortete sie und sog sich sofort wieder an seinen Mund, geschaukelt von dem steuerlos treibenden Kahn.

Und wenn sie die Augen auf eine Sekunde öffnete

und das verschlungene Doppelbildnis im Wasserspiegel erblickte, so wußte sie nicht, ob das Gesicht ihres vorweltlichen Daseins in der Tiefe mit ihnen glitt, da ihr schien, als sei sie schon tausend Jahre im Arme des Liebsten dahingefahren; oder das Bild ihres nachweltlichen Lebens, da sie fühlte, daß sie nach tausend Jahren noch so an der Seite des Fährmanns von Ufer zu Ufer gleiten werde.

Das Reh

I

Ich habe ein Reh im Garten.

Der französische Hauptmann hat die Ricke droben im Wald geschossen; und Sacki und Salla, seine beiden braunen Algerier, haben das Kitzchen mit heimgebracht und aufgezogen.

Sie kochen für Mr. le capitaine in meinem Hause.

Als sie meinen Garten entdeckten, hüpfte Sacki wie ein Kind: „Ich morgen sprich le Mr. le capitaine ... Le chevrillard kommen dans le jardin."

Seitdem spaziert es in meinem Garten.

Ich besitze wertvolle alte Stiche, seltene Porzellane und Pretiosen, kostbare Buchausgaben. Aber es ist mir nie eingefallen, die Rede darauf zu bringen.

Daß ich ein Reh im Garten hege, kann ich nicht verschweigen. Ich flechte es in jedes Gespräch ein. Ohne Übergang. Wo es auch sei: Ich habe ein Reh im Garten!

Ich warte darauf, ungläubigem Lächeln zu begegnen. Denn es ist eine Aufforderung, mehr von ihm zu erzählen. Und sein Wesen beschreiben, ist Glück.

Wie habe ich sonst über meinen Garten gejammert! In den Kieswegen sollte das Gras wuchern ... Statt der Clematislaube auf dem Hügel sollten sich flechtengraue Felsblöcke übereinanderwerfen... Statt der Zierbäume sollte vermoostes Dickicht schauern ... Auf dem geschorenen Rasen Weidenröschenheide glühen ... Pan wohnt nicht darin... Er ist keine Natur ... Er ist kein Wald ... Ist keine Wildnis ...

Nun triumphiert er. Ein Reh grast in seinem Schatten.

Ihm verdanke ich das zierliche Geschöpf und das Glück, etwas zu besitzen, was ich dem entzückenden Tiere opfern kann.

Ich bin so stolz, als sei ich heimlich zum König gesalbt ... Ich öffne die Gartenpforte, als wenn ich in das Paradies einträte.

Alle Schönheit ist mein. Die Harmonie, die ich vor mir wandeln sehe, ist in mich selber übergegangen.

Ich habe ein Reh im Garten ...

II

Kein Mensch im Hause tut mehr etwas.

Einer löst den andern ab auf dem Wege zu dem Garten. „Wo ist das Reh? ... Komm, Ritzchen! ... Wo bist du, mein Tierchen? ..." Und fühlt sich erhöht, wenn es mit sicherndem Schritt und tastenden Lauschern näher und näher heran-

zögert und sich streicheln läßt, das Kreuz einbiegend unter der liebkosenden Hand.

Als die rote Fahne des Aufruhrs wehte, berserkerte die bolschewistische Köchin: „Das ist gar nichts ... Alles muß verschmissen werden!"

Sie ist bekehrt.

Das Reh hat sie bezaubert. Sein schwarzes, langgewimpertes Auge hat den guten Blick.

Es ist, während sie bei Tische saß, zu ihr in die Küche gekommen, hat das feuchte Schnäuzchen, glänzend wie schwarzer Lack, auf ihre Knie gelegt und ihr mit dem Vorderlaufe bettelnd auf den Fuß gestampft.

Sie hat Sacki ausgestochen, dem es mit paradierend aufgeworfenen Schritten und den Hals wie ein Schwan gebogen nachtänzelt, wo er sich blicken läßt. Und er läßt sich so wenig ohne sein Bukett von auserlesenen Gemüseblättern blicken, das er wie ein Bräutigam in der Hand trägt, wie ohne sein rotes Fez.

Aber die Köchin lockt ihm das Tier mit gelben Rüben weg.

Salla sagt listig: „Ich cuisinier ... Ich morgen kochen le chevrillard ..."

Die Küchenfee fällt auf den Rücken.

Salla wirbelt — im Blitzen seines weißen Gebisses — wie ein Derwisch um sich herum und will bersten vor Lachen.

Bis der gutmütige Sacki mit seinen schlanken braunen Händen der Entsetzten blinzelnd Zeichen zufingert. „Salla rigoler . . . Immer rigoler . . . Ich auch rigoler . . . Salla gutt . . . Sacki gutt . . . Alles gutt."

Mein Haus ist voll Fröhlichkeit. Ein guter Hausgeist weilt in unsrer Mitte. Wir haben alle den Liebestrank getrunken aus dem sanften Blicke des adeligen Tiers.

Die Johannisbeersträucher stehen kahl wie vom Raupenfraß. Es reckt sich mit weißem Kinn an den Bohnenstangen hinauf und hascht die Blütenschmetterlinge der roten Feuerbohne. Es knubbert die Rosenknospen ab . . . Ein Rosenblatt nach dem andern verschwindet in seinem Innern . . . Es rupft die Clematisranken wie aus einem Reff vom Spalier herunter.

Aber nur entzückte Blicke begleiten sein graziöses Tun.

„Salla gutt . . . Sacki gutt . . . Alles gutt . . ."

Es legt sich am Nachmittage in dem Halblicht des Treppenhauses wiederkäuend auf den grünen Läufer nieder und hindert den Verkehr.

Aber einer führt den andern lächelnd vor das Bild geheimnisvoller Unschuld, die dort in grüner Waldesdämmerung zu lagern glaubt.

Wenn es sich einsam fühlt und mit dem eigentümlichen Fieplaut, der wie das klagende Stimm-

chen eines kleinen Vogels klingt, über den Rasen zieht, so läuft alles herbei, was Ohren hat — ein schützender Ring der Liebe.

Die Bolschewikin kauert sich zu ihm nieder und preßt es mitsamt seinen angstvoll zurückgelegten Ohren an ihren Busen. „Man hat es so lieb wie ein Kind!"

Wenn das bebende Geschöpf, dessen zarten Körper beständige Todesängste überschauern, ahnte — daß ihm die Welt zu Füßen liegt!

Der Geist der Liebe ist in Rehgestalt bei mir eingekehrt und bedient sich der Weisheit, die schlanke Glieder verkünden.

III

Die schleiernde Feder des rauschenden Wasserstrahls sät feuernde Edelsteine. Der erfrischte Garten duftet wie eine Waldwiese nach dem Regen.

Das Reh fängt an zu spielen.

Mit gesteiften Lauschern und keck funkelnden Augen fordert es mich in neckender Startstellung heraus, auf es zuzuschreiten, um dann in großbogigen, leichten Sprüngen hoch über Büsche und Beete und tropfende Zweige zu setzen, bis es meinen Blicken entschwunden. Kommt zurückgeflogen, bis ich wieder in die Hände klatschend tue, als wenn ich es haschen wollte. Flitzt von neuem davon bis hinten an die Gartenmauer. Kehrt im Galopp

zurück. Geht flüchtig. Rast heran, steht und entschwebt ...

Es sucht „Gehäuchnis" ...

Ich will ihm eine Gespielin schaffen, die um es sei.

Im Bretterstall des Hinterhauses halte ich eine Ziege — die ganze Freude Tonis, des Jungen der Hofleute, der sie täglich barfüßig an Bahnböschungen und Weinbergsraine führt, wo mandelduftende Ackerwinden das Geröll überspinnen, ihre Lieblingskost — größere Leckerbissen als Eierbüsche und Taudisteln.

Sie ist ein rehfarbenes, gut gepflegtes, schön gezeichnetes Tier.

Alles erschrickt, wie Toni sie an der Stallkette in den Garten führt. Hat ein häßlicher Zauberer sie verwandelt? Hat der Nachtmar ihr die Jugend aus dem Euter gesogen?

Wie in geschenkten Schuhen dachst sie mit ihren schlappenden Klauen in umrennender, plumper Neugier auf das feine Waldtier zu, das sie mit vornehmer Biegung des schlanken Halses über die Achsel betrachtet ... Eine Prinzessin neben einem Bauernweib! ... Gleichgültig äst es weiter ...

Die Ziege bemüht sich rührend, Männchen zu machen, stemmt neckend die Vorderfüße ein, springt mit dienerndem Kopfe kerzengerade in die Höhe ... — Wer lacht nicht, wenn eine alte Kuh kokettiert!

Toni stehen die Tränen in den Augen, und in verschämtem Erbarmen drückt er dem armen Zipfelbart seinen Apfel in den Mund. Aber — o Verlegenheit über Verlegenheit! Sie knarscht ihn — wie eine dicke Drüse an den Kinnladen — im gierig schmatzenden, plattnasigen Maul ... Neben einem Wesen, das in schmeckender Vorsicht mit zierlichen Zähnchen die Äsung knuspert.

Und zwischen dem Wammschen und Würgen mit häßlicher Stimme das Gemecker aufdringlicher Mutterliebe ... Keine Gespielin!

Wie ein Vorstehhund schaut das Reh der Davongezerrten nach, den Vorderlauf mit dem anmutig gebogenen Hufglied verwundert erhoben ...

Dann lagert es sich in schmerzvoller Müdigkeit auf dem Rasen, erst auf die Kniee, dann sich auf die Erde niederlassend ... Immer ein Bild. Immer Vollkommenheit. Auch im Schmerz.

Ob es reglos wie eine Terrakottafigur unter spiegelnder Glaskugel spazierenschauend vor dem Efeuhügel liegt. Ob es den Kopf in die Kniekehlen schlupft, wie eine Ente ins Gefieder. Ob es sich mit endlos-langen Beinen in der Mittagshitze wie ein Känguruh unter die Farrenbüsche streckt, auch im Schlafe noch die hellhörigen Lauscher umherschraubend. Ob es von Lichtern und Schatten gestreift sich durch die Bäume windet. — Immer ein Bild. Immer eine Weide der Augen.

Es zieht suchend durch offene Türen über die Glasveranda durch die geplättete Halle in Parkettzimmer und findet sich vor dem bis auf die Erde reichenden Spiegel des Trümeaus. Mit verständnisloser Großäugigkeit stutzt es einen Augenblick vor seinem Bild und wendet sich ab.

Auch keine Gespielin!

Über den Garten herüber aus verschlossenem Bretterstall das Meckern der Mutterliebe bis in die Nacht.

O Tragödie der Häßlichkeit! ... O Tragödie der Schönheit!

IV

Wieviel atemloses Staunen hat unter der Bernsteindämmerung des Nußbaums, die den Beobachter deckte, in das Wunder des Tieres sich *eingeträumt*!

Nur der Grünrock verachtet mich, daß ich Wild im Garten gefangenhalte, und verlangt mit Entrüstung, daß ich es aussetze.

Aber ich habe nur *einen* Jäger gekannt, der ein Herz hatte und nie den menschlichen Blick vergessen konnte, mit dem ihn das klagende Auge der stummen Kreatur sterbend ansah. Jedes Reh, das ihm in den Schuß kam, verscheuchte er seitdem, und nur Raubzeug war seine Beute.

Sie machen sehr feine Unterschiede zwischen

Heger und Jäger, zwischen Schütze und Schießer. Aber sie sind alle — Tiger.

Ich soll mein Reh aussetzen, damit es nicht länger im Garten, sondern in der Freiheit des Waldes lebe.

Ist das nicht, wie der Empfindsame, der seinen Hund zu lieben glaubte, indem er ihn vergiftete, damit er in seiner Abwesenheit nicht in der Hut fremder Leute zurückbliebe?

Als wenn das Sterbliche nicht lieber in Schmerzen lebte, als schmerzlos verschiede.

Ich soll mein Reh aussetzen! Mein Reh! Das arglose Geschöpf, das die Bestie im Menschen nicht kennt, mit klatschenden Ohren um sich selbst herumwirbelnd vor mir Kapriolen macht und sich neben meinem Korbsessel niederlegt, wenn es zur Mahlzeit gongt. Soll ihm die Freiheit geben, die es den Metzgern im grünen Rock in die Hände liefert, daß sie es skalpieren und seine bleiche Hirnschale in ihr Jagdzimmer hängen!

Möge der wilde Jäger bis in die Ewigkeit alle hetzen, die einem göttlichen Wesen ein Leid zuzufügen imstande sind!

Ich betröge die Schöpfung um ihre Zwecke — sagen sie. Als hätten sie des Wildes Wurf geordnet und regelten der Hindin Kreißen!

Können wir die Sonne sich nicht um die Erde drehen lassen, um uns?

Wieviel atemloses Staunen hat unter der Bernsteindämmerung des Nußbaums, die den Beobachter deckte, in das Wunder des Tieres sich eingeträumt!

V

Das Reh ruht in der Morgensonne und leckt den Tau von den Gräsern.

Mit klugen, dunkelglänzenden Lichtern wendet es den schmalen Kopf in dem bunten Kreise der Menschen umher, die es umringen: Die beiden braunen Muselmänner, Mr. le capitaine, die rote Köchin mit der Proletariermißgunst im Herzen, blonde Nachbarskinder, die steinalten Betschwesterchen, die sich Sonntags ihre Armengabe holen, der auf dem Aktenaustrag hängen gebliebene Amtsdiener, schöngeistige Hausgäste ... Es ist, als ob alle in stummer Andacht ein Götterbild umständen, das Gesetze der Liebe gibt ... Eine Gemeinschaft von Anbetenden ...

Ich verstehe ein altes Weistum: „Wer eine Sterzmeise fahet, der ist um Leib und Gut und in unseres Herren Ungnad."

Das heilige Tier!

Der eine ist versunken in die zierlichen Schalen seines spitzen Hufes. Der zweite in sein seelenklares Auge. Der dritte in die feierliche Haltung seines Hauptes. Der vierte in die leichten Linien seiner

friedvollen Bewegungen ... Aber das meinen sie nicht. Die Erkenntnis des Menschen hält sich immer an ein Stück, weil das Ganze unsagbar ist.

Sie empfinden alle — die Verzauberung.

Ein Teil der Sehnsucht eines jeden ist Leib geworden in dem makellosen Tier. Was würde aufstrahlen, wenn es den Mantel der Erscheinung plötzlich abwürfe und das geahnte Wesen entzaubert hervorträte!

Das Reh ist aufgestanden, schreitet mit vorgestrecktem Halse und sichernden Schritten bebenden Fingerspitzen zu, die sich zärtlich ausstrecken, das Geheimnis der Vollendung zu berühren.

Die Herzen schmelzen ... Ein ewiges Lied erklingt ... Taufunkelndes Frühlicht umspielt die Goldgestalt eines Leben gewordenen Traumbilds...

Was würde gewesen sein, wenn statt des sich opfernden Lammes das Reh in der Morgensonne — sich an die Kniee des Erlösers geschmiegt hätte!

Ich schließe die Gartenpforte, als hütete ich das Heil der Welt.

Von **Leo Sternberg** sind in B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin und Leipzig, weiter erschienen:

Der Venusberg. Rheinische Geschichten. 2. Auflage.

Der Heldenring. Balladen.

Im Weltgesang. Dichtungen.

Gott hämmert ein Volk. Kriegsdichtungen.

Du schöner Lärm des Lebens. Eine Auswahl aus seinen Werken.

Küsten. Gedichte. 2. Auflage.

Fahnen. Gedichte. 2. Auflage.

Ausführliche Verzeichnisse durch jede gute Buchhandlung oder vom Verlag.